Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 91 (1950)

Artikel: Der Griesli-Lenz
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033510

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Griesli-Lenz

Volkserzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Wie ein gefährliches Tier.

Eigentlich hieß er s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenz, der stämmige, junge Holzer. Aber mit der Zeit wurde den Leuten der Name zu lang. Und wenn der Lenz einmal Kinder haben sollten, einen Toni oder Vereli, dann würden diese s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenzen-Vereli oder -Toni heißen. Besser also, man kürzte diesen Namen jetzt schon und nannte ihn einfach: den Griesli-Lenz. So hieß er nicht nur, weil er jeden Tag ein frisches Tannengries auf seinem Hute trug. So ein saftiges Tannenzweigli steckte schon immer auf dem Hut seines Vaters und seines Großvaters, des Griesli-Migi. Und zwar fiel das den Leuten damals besonders auf, da er in seinem eigenartigen Leben einen gewissen Höhepunkt seines wild ausbrechenden Jähzorns erlebt oder besser gesagt erlitten hat.

Dieser Großvater, der Griesli-Migi, war seinerzeit ein angesehener Mann, war Ratsherr und Kirchenrat gewesen und hablicher Bauer auf einem schönen Heimen; aber furchtbar jähzornig. Wenn sein Zorn in ihm zu kochen begann, dann blieb er knebelsteif hocken oder stehen, die Backen wurden ihm neben der Nase weiß. Es kam vor, daß er dabei ein ganz neues Pfeifenmundstück zerbiß. Wenn dann dieser Zorn ausbrach, dann hatte seine Vernunft keine Gewalt mehr über ihn. Dann schlug er wie ein gefährliches Tier.

Bei einer Kirchenratssitzung sprang er einmal auf, wischte den Kirchmeier mit einer einzigen Handbewegung vom Stuhl und vergriff sich sogar am Pfarrer. Er packte ihn samt dem Stuhl und lief mit ihm auf die Straße. Hoch über seinem Kopf trug er den Stuhl und den Pfarrer über den Platz. Niemand wagte ihm zu wehren. Er sprang bis zum Pfarrhaus hinüber und warf dort beide über den Hag in den Garten hinein. Der Hut war ihm dabei vor die Füße gefallen. Er hob ihn auf, schaute mit wild rollenden Augen auf die, vor Schrecken wie gelähmten Leute und dann auf seinen Hut. Nahm ärgerlich das zertrampelte Tanngries vom Hutband, warf es weg, brach sich von der Ziertanne am Pfarrhofeingang ein frisches Zweigli ab, steckte es auf und ging schweren Schrittes und mit gekrümmtem Rücken fort.

Von da an ging es bergab mit dem Griesli-Migi. Die Leute mieden ihn. Er mußte von seinen Aemtern zurücktreten. Seine Produkte konnte er nur mehr an fremde Leute verkaufen. Sein Sohn, der Chasp mußte ab dem Heimen und starb in den besten Jahren als armer Knecht mit vielen Kindern und vielen Schulden. Seine Kinder wuchsen in bitterer Armut auf. Lenz war der älteste Sohn. Von der Schule weg hatte man ihn in den Wald geschickt mit den Holzern. Er mußte jeden Batzen, den er verdiente, heimbringen. Und doch reichte das Geld nicht aus für die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen und für die vielen Medizinen des Vaters.

Zur Zeit, da der Vater starb, war der Lenz kaum achtzehn Jahre alt. Von der harten Arbeit im Wald zäh und stark. Er hatte dem Vater auf dem Todbett versprochen, für die Mutter und Geschwister wie ein Vater zu sorgen. Damals auch, da er dieses schwere Amt getreu übernommen, fand er es schicklich genau wie der Vater immer ein Tannengriesli auf dem Hut zu tragen. Er achtete wohl darauf, daß es nie welk oder dürr war. Wenn möglich jeden Morgen ein frisches, das seine Nadeln frech und breit ausspreizte. Das war viele Jahre sein einziger Stolz.

Mit der Nase in den Hühnerdreck.

Auf was hätte der Lenz in seinem Leben auch stolz sein können. Sie hatten in jedem Laden Schulden. Sie wohnten in einem alten, verfallenen Häuschen, das den sonderbaren Namen „Gspänsti" trug. Seine Geschwister gingen bis zum ersten Schnee barfuß in die Schule und gar oft in zerrissenen

Kleidern. Die Mutter konnte nicht mehr als von früh bis in die Nacht hinein arbeiten. Sie nähte Ueberkleider für eine Fabrik. Die Kinder ſuchten in den Bergen Alpenkräuter für den Apotheker und Beeren für die guten Leute im Dorf. Aber damit konnten ſie den Schuldenberg nicht abtragen.

Lenz war bei ſeinen Arbeitskameraden beliebt. Er ſcheute keine Arbeit, auch die gefährlichſte nicht. Er war ankehrig und hatte für jedes Tun ein gutes Geſchick. Und wißbegierig war der Lenz. Er konnte fragen wie ein kleines Kind, ſo unermüdlich. Einen ganzen Winter lang war er bei einem Regierungsrat in Dienſt geweſen als Holzer. Jedesmal, wenn dieſer in den Wald kam, ging Lenz mit ihm nach Feierabend heim. Der kluge und erfahrene Mann freute ſich an dem jungen Holzer, der für alle Unternehmungen und alle Ereigniſſe ſo großes Intereſſe hatte. Er gab ihm auch Bücher mit. Und Lenz hätte damit beinahe das „Gſpänſti“ in Brand geſteckt.

„Armer Lenz“, ſagte die Mutter ſtill

Lenz las im Bett, zur Zeit, da der Karli und der Toni, die im gleichen Zimmer lagen, ſchon längſt ſchliefen. Das große Buch über Wald und Holz lag ſchwer auf ſeiner Bruſt und die Augendeckel und Glieder waren auch ſchwer vor Müdigkeit. Lenz fiel in Schlaf und ſtieß dabei die Kerze um. Die Mutter, die immer als letzte zur Ruhe ging, und jedesmal einen Gang zu jedem Bett machte, entdeckte den Rauch und ſchon ein munteres Feuerlein. Trotz Rauch und Waſſerdampf, trotz Poltern und Löſchen erwachte Lenz nicht. Die Mutter war nach der überſtandenen Gefahr wie gelähmt und ſetzte ſich aufs Bett. Der Mondſchein leuchtete durch das kleine Fenſter auf ihres großen Sohnes Kiſſen. Wie er doch dem Vater glich. Die blonden, wilden Haare, die glatte braune Haut, der eigenſinnig geſchwungene Mund mit den ſchmalen, roten Lippen. So hatte der Vater ausgeſehen, ſo friſch und ſo lieb, da er zu ihr kam als junger Freier. Damals der ſtolze Bauernſohn. Wie oft hatte ſie ihm ſpäter in ſeinem glücklichen Schlummer zugeſchaut, konnte nicht genug auf dieſes liebe Geſicht hinunterſchauen. Dann kam der Kummer und die Not und grub Furchen in die friſche Haut, und dann die Krankheit, höhlte die Wangen aus und welkte die Haare. Was wird wohl aus dem lieben Geſicht, das jetzt ſo friſch und ſo glücklich ſchlafend vor ihr liegt. „Armer Lenz“, ſagte die Mutter ſtill, „mußt Dich für uns faſt zutode ſchinden, ſo jung. Der liebe Gott ſoll es Dir einmal vergelten, was Du mir Liebes und uns allen Gutes tuſt.“ Lange blieb ſie ſo ſitzen, die Mutter, die ſelbſt ein glückliches Leben erwartet hat und nun ſeit vielen, vielen Jahren nur Not und Verzicht kennen gelernt. Lange ſchaute ſie auf ihren Sohn, bis der Mond ſein mildes Licht aus der Kammer weggenommen hatte. Dann ging ſie betend hinunter in ihre dunkle Stube.

Das Feuer aber war nicht die einzige Gefahr, die man im Gſpänſti fürchtete. Oben am Häuschen im Verſchlag hockten einige Hühner. Und weiter oben im Wald lauerte der Fuchs. Lenz hörte einmal in der Nacht wildes Gekreiſch und Gegacker. Erwachen, Aufſpringen und Hinausrennen war eins. Mit dem Beil wollte er den Fuchs erſchlagen. Aber naſſer Hühnerdreck iſt ſchlüpferig und friſch geſpaltenes Holz iſt kantig. Lenz glitt aus und ſchlug ſein Geſicht blutig, weil er ſo ſchwungvoll mit der Naſe zu Boden ſauſte, wo die Holzſcheitli herumlagen. Un-

terdeſſen biß der Fuchs dem letzten Huhn in den Hals und raſte mit ſeiner Beute davon.

Ja, die Pflichten, die Lenz übernommen hatte, für die Familie wie ein Vater zu ſorgen, dieſe Pflichten waren verſchiedenartig. Früher war Lenz, wenn er in einem weit entlegenen Wald arbeitete, über Nacht in der Holzerhütte geblieben. Seitdem der Vater geſtorben war, mußte er im Gſpänſti ſchlafen, zum mindeſten in jeder Nacht, da der Wind um das alte Gebälk ſtrich und heulte. In ſolchen Nächten mußten die Mutter und auch die Kinder, die darob wach wurden, entſetzliche Angſt ausſtehen. In der oberſten Kammer, die ſchon weit mehr als hundert Jahre leer geſtanden, fing in ſolchen Sturmnächten ein Poltern und Rumoren an. So wie wenn ein Mann mit feſten Schritten über die Dielen liefe und ſchwere Holzſtücke gegen die Wand und auf den Boden werfen würde. Und Worte hörte man von dort her, Worte, die niemand verſtehen konnte, wie aus Wut und Zorn geborene, abgeriſſene Worte und dann Schreie, helle, gellende Schreie, wie ein Kind, in großer Not ſchreit. Lenz durfte die Mutter in ſolchen Nächten nicht allein laſſen. Auch wenn er zwei Stunden weit vom Bergwald hinunter und am frühen Morgen wieder hinauf gehen mußte.

Wie gerne wären ſie aus dem Gſpänſti fort und in eine andere Wohnung gezogen. Aber wohin mit den vielen Kindern und ohne Geld. Das Gſpänſti gehörte zum Heimweſen Hochmatt, wo der Vater viele Jahre als Knecht gedient hatte. Der Hochmatt-Bauer hatte das Häuschen der Familie zu kleinem Zins vermietet, weil es für den Knecht ſo bequem nahe gelegen war, und weil ſonſt kein Menſch darin wohnen wollte. Während der Krankheit des Vaters und ſeither konnten ſie auch dieſen billigen Zins nicht mehr bezahlen. Die Bäuerin von der Hochmatt kam deswegen oft zur Mutter hinüber und ſchimpfte und regierte. Dann mußten die größeren Buben und Mädchen auf die Hochmatt, beim Heuen oder Holztragen helfen, mußten mit ihren kleinen mageren Armen den Zins abverdienen. Auch die Mutter wurde an ſtrengen Waſchtagen hinüberkommandiert.

Lenz hätte gerne mehr Geld heimgebracht. Er ſann und brütete, wie er eine Anſtellung finden könnte mit beſſerem Lohn. Er hatte eben kein Handwerk gelernt, war nur in der Primarſchule geweſen. Er meldete ſich jedesmal, wenn im Tal eine ſchwere oder ſehr gefährliche Arbeit vergeben wurde, die gut bezahlt war. Ein Drahtſeiltransport oder beim Stellen der Gittermaſten für die elektriſche Leitung über den Paß. Hie und da konnte er auch bei einem Zimmermann arbeiten. Weil Lenz ſo ſtark und waghalſig, ſo zuverläſſig und geſchickt war, konnte ihn der Zimmermeiſter gut brauchen. Die ſchweren Balken bis zu den Alphütten hinauf tragen, oder beim Aufrichten der Ställe und Holzhäuſer helfen. Das gefiel dem Lenz. Wenn er auf einem hohen Firſt mit ſchwerer Laſt herumturnte, dann pfiff er luſtige Liedchen.

Zweierlei „Grüezi".

So gingen und kamen die Jahre. Lenz war längſt Soldat, war ſchon Gefreiter geworden im Dienſt. Im Winter ſchaffte Lenz im Wald, jauchzte, wenn die Baumſtämme im Reiſtzug über den harten Schnee zu Tal ſauſten. Gegen den Frühling zu, hielt er Ausſchau, ob irgendwo ein Baugeſpann ausgeſteckt ſei, ob es wohl für ihn wieder Arbeit gäbe beim Zimmermeiſter.

Im Hinterbühl wurde der alte Stall abgeriſſen. Beim Eingang des Seitentales, auf einer lieblichen Anhöhe, zwiſchen Nußbäumen hervor ſchaute das Hinterbühl-Haus auf die Landſtraße und den breiten Talbach hinunter. Die wetterbraune Sonnenſeite des hochgiebeligen Hauſes war mit Klebdächern und roten Blumen geziert. Breite Lauben und lange Holzbeigen gaben dem Haus ein habliches, währſchaftes Ausſehen. Weiter zurück ſtand der Stall, der nun bis auf die Mauern abgebrochen wurde. Er ſollte größer werden, ſollte auch einen hohen Giebel dem Tal zu bekommen, paſſend zu dem ſchönen Haus. Der Hinterbühl-Melk konnte ſich einen ſolchen Umbau leiſten. Er ſaß wie ſein Großvater und Urahne, wie man ſo ſagt, ſorgenfrei auf dieſem ertragreichen Heimweſen, arbeitſam, nüchtern, und angeſehen. Jeden Tag, bevor die Zimmerleute kamen, ſtand er ſchon oben auf den Mauern, ſchaute

in jede Ritze und jeden Spalt, verglich die Pläne und Maße. Sein einziger Sohn war eben von der landwirtschaftlichen Schule heimgekommen. Er wurde auch zu allen Beratungen zugezogen. Die älteste Tochter Elsi freute sich nicht so sehr an dem Bau. Die vielen Leute, die dadurch ins Haus kamen, brachten Schmutz und Dreck in die Stuben und vermehrte Arbeit. Elsi benahm sich gern etwas zimperlich. Es schützte seine glänzend schwarzen Haare vor jedem Stäubchen mit einem bunten schmucken Kopftuch. Es ärgerte sich über jeden Wassertropf auf seiner weißen Bluse und pflegte seine Hände jedesmal nach dem Geschirrabwaschen mit einer Creme. Elsi war hochgewachsen und von anmutiger Gestalt. Sein Gesicht war auffällig schön. Diese Schönheit trug Elsi selbstbewußt und wirkungsvoll zur Schau. Die jungen Burschen im Dorf nannten das Elsi: des Hinterbühl-Melken-Pfau. Vreni, seine jüngere Schwester, war ein einfaches Kind. Vielleicht gut tausend Wochen alt, heiter und dienstbereit. Es hatte seine große Freude an dem munteren Baubetrieb, der plötzlich so viel neues Leben ums Haus gebracht hatte. Es war flink wie ein Wiesel, trug Wasser und Späne, packte überall zu und hatte für jeden ein gutes Wort und ein fröhliches Lachen.

„Grüß Gott, Fräulein!"

Lenz kam auch auf diesen Bauplatz. Säge und Axt in der Hand, auf dem Rücken eine Traggabel mit einem schweren Eichenpfosten und einem Sack Zement und oben auf dem Hut ein frisches Tannengries. Der Schweiß glitzerte auf seiner Stirne, die blonden Kruselhaare zwängten sich ringsum unter dem Hut hervor, die blauen Augen leuchteten wie Bergblumen, da er auf das schöne Haus und den prächtigen Arbeitsplatz schaute. Elsi kam gerade aus dem Haus und auf ihn zu. Da lüpfte Lenz den Hut und sagte lachend: „Grüezi Meitschi, ich bin der Griesli-Lenz." Elsi blieb einen kleinen Augenblick stehen, schaute ihn aus schmaloffenen Augen, mit hocherhobener Nase schief an, drehte sich um und ging ohne ein Wort weiter. Lenz setzte seinen Hut wieder auf, sagte halblaut zu sich selbst: „Die ist schöner als freundlich", pfiff einen hohen und tiefen Ton und ging zum Gaden hin. Dort stand das Vreni. Von dem eben erlebten Empfang gewitzigt, trat Lenz zu ihm hin und sagte: „Grüeß Gott, Fräulein! Ich bin der Griesli-Lenz und suche den Zimmermeister." „Ich bin kein Fräulein, ich bin das Vreni", sagte es, „schau da, der Zimmermann ist mit dem Vater hinter den Mauern." So begann hier dem Griesli-Lenz seine Arbeit, die ihm einen dreifachen schönen Lohn und ein schweres Herz eintragen sollte.

„Ich kann nichts dafür".

Die Matten prunkten im ersten Grün. Die Sonne glitzerte in allen Scheiben und Tautropfen. Kühler Wind strich von den Schneebergen her. Blumen leuchteten aus allen Gräsern. Weithin hallten die Axtschläge und die dumpfen Klänge der Balken. Wenn der Lenz einen langen Balken über die schmale Wandung trug, wenn der Wind in seinen Locken spielte und die Sonne gleißend blendete, dann mußte er laut hinausjauchzen vor Lebenslust und Freude an dieser Arbeit.

Aber dem Vreni wurde es, das von unten ihm zuschaute, wie er so waghalsig und

gefährlich herumturnte, dann eng im Hals und faſt ſchwindlig vom ſicheren Boden aus zu dem Lenz hinaufzuſchauen. Wie oft ſprang es von der Arbeit auf und ans Fenſter in der Angſt, es ſei ein Unglück geſchehen, weil es im Bau drüben gepoltert oder gekracht hatte. Einmal kam es aus dem Haus, ſah unter der Laube hervor etwas vom Gaden ſtürzen und hinter dem Brunnentrog aufſchlagen: „Jeſſes, der Lenz!“ An einen andern dachte es nicht. Es war aber nicht der Lenz, der vom hohen Firſt hinunterſauſte, ſondern ein abgeſägter Balken und ein Sack.

Da Vrenili an dieſem Tag den Zimmerleuten das Zabig austeilte, ſchaute es mit einem innig wehmütigen Blick auf des Lenzen Hand, die ihm den Becher hinhielt. Lenz merkte, daß der Krug zitterte und ſchaute auf. Da ſah er in zwei Augen, wie in einen Himmel hinein. Nur eine Sekunde vielleicht. Aber dieſer Blick fuhr ihm ins Herz und blieb dort wie ein glühend Eiſen.

Dieſen Abend ging Lenz etwas ſturm im Kopf heim. Und Vrenili ſchlief ſchlecht. Es mußte immer und immer denken, warum es um den Lenz eine ſolche märterliche Angſt habe, jetzt faſt Tag und Nacht. Es konnte ſeine Vernunft und den ganzen Verſtand nach allen Seiten durchſuchen und fand keine Gründe dafür. Und doch klopfte das Herz eindringlich und ſonderbar und es wechſelten Freude und Furcht, Glück und Weh in ſeiner Bruſt.

Der neue Gaden wuchs hinauf, Balken um Balken, bis zum Firſt. Die langen Raſen wurden geſpannt. Dachlatten aufgeſetzt. Lenz half dem Dachdecker, dem Maurer. Lenz blieb bis zuletzt auf Hinterbühl, er half noch den Brunnen ausgraben, die Steine aufſchütten und den Platz ebnen. Er wollte nicht mehr fort von hier. Es reute ihn jeder verfloſſene Tag.

Die Urſache davon war ein böſes Gewitter, das damals zur Zeit, da die erſten Ziegel auf dem neuen Gadendach gelegt wurden, über dem Hinterbühl und dem ganzen Tal niederging. Die Handwerker hatten noch rechtzeitig heimgehen können. Aber für Lenz war der Weg zu weit, er wollte lieber hier noch warten, bis der ärgſte Waſſerguß vorüber ſei. So blieb er allein im Gaden zurück, in der Ecke, die bereits von den neuen Ziegeln geſchützt war. Er aß ein Stück Brot aus ſeinem Rucksack und hörte dem Rauſchen des Regens und dem dumpfen Fallen der ſchweren Tropfen zu. Da kam das Vrenili mit einem Sack über dem Kopf zu ihm in den Gaden hinübergerannt und frug ihn, ob er nicht ins Haus kommen wolle. Lenz, der ſeit dem erſten Mal immer wieder in Vrenilis Geſicht jenen lieben, wehmütigen Blick ſuchen wollte, ſchaute forſchend dem Mädchen in die Augen. Vrenili blieb ſtehen: „Was haſt Du?“ Lenz nahm Vrenili bei der Hand und zog es in die trockene Ecke: „Freude habe ich, eine große Freude habe ich mit Dir, daß Du mit mir, dem armen Griesli-Lenz ſo gut biſt.“ Staunend hörte Vrenili zu, mit weit offenen Augen. „Ich danke Dir dafür“, fuhr Lenz fort, „von ganzem Herzen danke ich Dir dafür.“ „Danken?“ frug Vrenili, „danken, Du brauchſt mir nicht zu danken. Ich kann nichts dafür.“ So blieben ſie ſtehen, während der Regen von allen Balken tropfte und das Donnern immer mächtiger wurde. Dann ſagte Vrenili noch, ſo leiſe, daß es Lenz kaum hören konnte: „Ich kann aber auch nichts dagegen tun. Ich hab's probiert, aber es nützt nichts.“ Die Mutter rief vom Haus her. Vrenili nahm den Sack über den Kopf und ſprang hinüber. Ließ den Lenz in ſeiner Ecke zurück, mit ſeinen Gedanken, die wie die Blitze in alle Winde fuhren.

Auf dem Heimweg, unten am Waldrand, ſprang er hoch in die Luft, ſo hoch, daß er den unterſten Aſt der großen Tanne erfaſſen konnte, riß ein Zweiglein davon ab und ſteckte ſich dies auf den Hut.

Deshalb wollte der Lenz nicht vom Hinterbühl herunter. Deshalb half er dort bis zum letzten Nagel und Knopf. Und wie manchmal ſind die beiden heimlich zuſammengeſtanden, ohne daß ein Menſch, ein einziger Menſch eine Ahnung gehabt. Nicht einmal Elſi, das ſonſt allen im Tal und weit herum die Rechnung führte und in jede Stube, in jeden Küchentopf hineinſchaute. Oder kam es ihm nicht in den Sinn, weil der Gedanke, die beiden könnten ſich gern haben, ſo abſurd, ſo widerſinnig ſchien.

Was die Mäuſe unter den Hobelſpänen gehört haben.

Das obere Gädeli lag in einer ſteilen Matte, die durch einen ſchmalen Waldſtreifen vom Hinterbühl getrennt war. Dort oben ſollte auch noch allerhand geflickt werden, weil doch Werkzeug und Werkleute ſchon da waren. Dort hinauf kam einmal Vreni-li und ſagte ganz unvermutet zum Lenz: „Du, Lenz, wir müſſen ans Heiraten denken. — Man darf ſich nicht ſo unendlich gern haben, wenn man nicht eine ernſte Bekanntſchaft hat.“ Lenz war ſo überraſcht, er wollte laut hinauslachen. Da er aber Vrenilis tiefernſtes Geſicht ſah, blieb ihm der fröhliche Klang im Hals ſtecken. Er ſchüttelte nur den Kopf und ſagte: „Du gutes Kind, ich kann nicht heiraten, ich habe ſo ſchon eine ganze große Familie und bin ein armer Hungerleider, ich muß für die Mutter und die Geſchwiſter arbeiten.“ — Vrenili blieb in Gedanken verſunken ſtehen, die hellen Ringel ſeiner Haare hingen ihm unter dem Kopftuch hervor über die Stirne, die Augen waren bald geſchloſſen, müde und ganz traurig wurde das Geſicht. Dann ſagte es: „Dann müſſen wir Schluß machen.“ „Das iſt aber ſehr traurig, Vrenili“, meinte Lenz und ging zu ihm hin, „und ſehr ſchwer.“ „Ja“, ſagte Vrenili und lehnte den Kopf an ſeine Schultern.

Ich bi-n-e luſtige Länderbueb
Photo L. von Matt

Einige Tage ſpäter kam es ins Gädili hinauf, war fröhlich und ſchalkhaft, es brachte das Zabig für den Lenz, packte aus, ſtrich ihm Butter aufs Brot, ſaß neben ihm auf dem Barnen und fragte: „Muß man etwas machen, was man nicht kann?“ „Wie meinſt Du das, Vrenili?“ „So, wie ich geſagt habe. Wenn mir jemand ſagt, ich müſſe das und das machen, und ich kann es einfach nicht, habe es nie gelernt und weiß in aller Welt nicht, wie man das machen kann. Bin ich dann verpflichtet, das trotzdem zu tun?“ „Nein“, lachte Lenz, „zu ſo etwas kann Dich kein Menſch, nicht einmal Gott im Himmel verpflichten.“ „Iſt das wahr, iſt das ganz ſicher wahr?“ Feierlich ſprach Lenz mit tiefer Stimme: „Ja, das iſt wahr, wie der Bundesbrief.“ Da jubelte Vrenili: „Ei, jetzt weiß ich Beſcheid, jetzt bin ich aber ganz ganz ſicher. Ich habs nämlich probiert. Die ganze Woche lang habe ich es probiert und es iſt mir einfach nicht gelungen, nicht ein einziges Mal, nicht eine Sekunde lang.“ „Aber, Vrenili, was haſt Du denn probiert?“ Da ſchlug es die Hände vor das Geſicht, als ob es weinen wollte: „Dich nicht mehr ſo gern zu haben.“ Aber ſchon rückte es die Finger ſo weit auseinander, daß es zwiſchendurch und zu ihm hinaufblicken konnte. Lenz nahm ihm ſachte die Hände vom Geſicht und nahm den lieben Mädchenkopf ganz nahe zu ihm hinüber.

Die Liebe macht erfinderiſch, und das Glück macht leichtſinnig. Lenz kam auch im ſpäten Sommer noch auf das Hinterbühl. Er kam im Auftrag des Zimmermeiſters, um nachzuſchauen, wie ſich die Balkenlagen den Sommer über, bei der großen Hitze, geſetzt haben. Der Himmel weiß, wie er das einrichten konnte, dieſe Arbeit zu übernehmen.

Weil ſie ſich, der Lenz und das Vrenili, ſo lange nicht geſehen hatten, ſchloſſen ſie zur Sicherheit im inneren Tenn die Türe zu. Dort ſtand die Hobelbank und das Werkzeug des Bauern. Es war heller Tag und doch hörte man keinen Hammerſchlag und keinen Sägenſtrich von der Arbeit des Lenz. Die Beiden ſaßen in den Hobelſpänen auf einem Kartoffelſack und hatten ſo viel zu reden. „Ich habe in einem Buch geleſen", ſagte Vrenili, „in einem großen und gelehrten Buch. Darin habe ich den Satz gefunden: ‚Wo ein Wille iſt, iſt auch ein Weg.' Das hat ein Heiliger geſagt, und das iſt wahr. Lenz, Du mußt einen Weg finden, Du mußt es einfach möglich machen, daß wir einmal immer zuſammen ſein können. Ich habe das jetzt die lange Zeit gut genug erfahren, daß ich ſo nicht leben kann." Lenz ſaß da, mit gebücktem Kopf und ſtarrte in die Späne: „Jetzt ſehe ich keinen Weg, ſehe überhaupt nichts vor mir als einen großen Schuldenberg. Und wenn ich in der Nacht allein bin und ſtudiere und mich quäle, dann ſehe ich nur Dich. Nur Dich ſehe ich dann, ganz nahe vor mir. Und dann vergeſſe ich alle meine Pläne, vergeſſe auch alle Not und bin bodenlos glücklich, bis dann der Güggel kräht und ich aufſtehen muß, weit in den Wald, halb noch in der Nacht, um ein paar Franken zu verdienen, die doch nirgends hinreichen, nicht einmal für das Notwendigſte." Vrenili fuhr ihm mit ſeiner linden Hand durch die Haare: „Biſt Du traurig, Lenz, jetzt, wo Du bei mir biſt? Denk doch, was ein Heiliger geſagt hat, das iſt doch ganz ſicher wahr. Es gibt einmal einen Weg, auch für uns." „Einmal, wann einmal", ſagte Lenz, „in zehn Jahren, in weiß ich wie vielen Jahren. Unterdeſſen haſt Du längſt einen andern gern, einen Bauern mit einem ſchönen Heimen, und ich kann Dir nicht einmal bös ſein darum." Nun nahm Vrenili den Lenz um den Hals, drehte mit ſanfter Gewalt ſeinen Kopf ſo, daß es ihm gerade in die Augen ſchauen konnte und ſprach feierlich: „Lenz, ich weiß, wem mein ganzes Herz gehört, ganz gehört. Dir habe ich es gegeben, ich weiß nicht warum, ich frage nicht, warum, und für das ganze Leben. Ich bleibe Dir immer treu. Das kannſt Du glauben. Und wenn ich auf Dich warten muß, bis alle Deine Geſchwiſter groß ſind. Daran darfſt Du nie zweifeln Lenz. Entweder bringt man mich auf den Friedhof oder man läßt mich zu Dir. Da haſt Du meine Hand."

„Was gibt's da zu verſtecken".

Die Hand, die das unverbrüchliche Gelöbnis der Treue ablegte, blieb nicht lange in der Hand des jungen Mannes. Polternde Schritte kamen über die Steinplatten, eine ſchimpfende Männerſtimme drang ins Tenn ein und ließ die zwei jungen, glücklichen Liebesleute auseinanderfahren. „Oh Gott im Himmel, das iſt der alte Onkel Thade." Schon polterte dieſer gegen die Türe und rüttelte daran. Er ſprach zornig von einem Roßgeſchirr oder einem Kommet, den man im Frühling von ihm geliehen habe und nie zurückgegeben. Er wolle ſchon zeigen, wo er aufgehängt ſei. Aber natürlich vor ihm ſchließe man alle Türen ab. Hier ſei doch ſeiner Lebtag nie geſchloſſen geweſen. Die Schritte entfernten ſich wieder. Vrenili wollte öffnen und hinausſchlüpfen, aber der Onkel Thade kam wieder zurück ins Tenn, juſt in dem Augenblick, da es zwiſchen Türe und Angel ſtand. „Was gibt's da zu verſtecken?" rief der zornige alte Mann. Vrenili vertrat ihm den Weg zur Türe und wollte ſich herausreden. Aber eigenſinnig ſtieß er es auf die Seite und trat ins innere Tenn hinein. Da blieb ihm das Wort mitten im Satz ſtecken: „Der Griesli-Lenz, Du haſt Dich mit dem Griesli-Lenz eingeſchloſſen. Du mein Gottenkind. Das kann Dich eine Stange Geld koſten, Vreni!" Vrenili achtete nicht auf ſein Schimpfen. Es wollte ihm helfen ſeinen Kommet ſuchen, ſein Roßgeſchirr oder gar einen ganzen Zweiſpänner, wenn er nur bald mit ihm aus dem Tenn käme. Der

Lenz ſchaute nicht von ſeiner Arbeit auf. Er hobelte an einem Brett, mit einem Eifer, als ob er einen Rieſenlohn im Akkord hätte.

Endlich ging Thade mit dem Brenili hinaus. Es wollte ihn überreden, daß er im Haus drüben nichts ſagen ſolle. Aber der Thade war ſo wütend und ſchäumte derart, daß er vor lauter Fluchen Brenilis Gerede gar nicht hörte. Er rief das Geheimnis brüllend in den Hausgang hinein, tobte in der Stube und warf mit Schimpfworten nur ſo um ſich: „Bettelbub, Liebſchaften, Lotterordnung und Pack.“

Dieſe Wut kam von verſchiedenen Umſtänden her. Vorerſt war der Onkel Thade einmal in Zorn geraten, weil er vermutete, man habe ihm das Roßgeſchirr geſtohlen. Alte Leute haben oft ſolche Ideen. Dann war er der reiche Erbonkel, der gewohnt war, daß ſeine Neffen und Nichten ſeine Worte ernſt nahmen und ſeine Befehle blitzartig ausführten. Brenili war ſein liebſtes Gottenkind. Bei jeder Gelegenheit ſprach er davon, wie er das Brenili als Haupterbin in ſein Teſtament eingeſetzt habe. Es glaubte zwar kein Menſch dieſen Beteuerungen, und doch tat man vor ihm ſo, als ob man ſie ernſt nehme. Dann war noch eine ganz alte Geſchichte, die ihm beim Anblick des Griesli-Lenz in den Kopf geſtiegen war. Im Volksmund nannte man den alten Onkel: „Brunnen-Thade.“ Aber wehe, wenn dieſer Uebername in ſeiner Gegenwart gebraucht wurde. So hieß er, weil er vor Zeiten in ſeiner Alp dem Eigentümer der unteren Alp einen Brunnen abgegraben hatte. Dieſe Alp hatte dem Griesli-Migi und ſpäter ſeinem Sohn gehört. Dieſer hatte mit dem Thade einen Prozeß geführt und hatte gewonnen. Der „Brunnen-Thade“ mußte alſo damals dem Vater des Griesli-Lenz Genugtuung leiſten, die Koſten bezahlen und den Brunnen wieder zuleiten. Dieſer Name erinnerte ihn alſo jedesmal an dieſe teure und ſchmerzliche Geſchichte und nicht nur der Uebername, ſondern viel mehr noch, wenn er den Griesli-Lenz oder eines ſeiner Geſchwiſter ſah. Brenili aber, ſein liebſtes Gottenkind, zuſammen mit dem Griesli-Lenz, das war für die alten Zornadern des Brunnen-Thade zu viel. Er war nicht mehr zu beruhigen und war nicht zufrieden, bis das ganze Haus alarmiert und in fürchterlicher Aufregung verſetzt war.

„Daran darfſt Du nie zweifeln, Lenz“

Vom verdächtigen Bergſchuh und Hoſenrand.

Natürlich war damit für den Lenz auch der letzte Nagel im neuen Gaden eingeſchlagen oder beſſer geſagt krumm geſchlagen. Er durfte ſich nie mehr in der Nähe blicken laſſen. Aber wer glaubt, er könne zwei junge Menſchen, die in reiner Liebe zu einander halten, die im erſten Glück des blühenden Lebens ſtehen, von einander trennen, der muß Tag und Nacht Wache ſtehen und noch Wächter dingen. Und dann noch kann er ihnen die geheimen Zeichen und Nachrichten nicht verwehren.

Am Weg ins obere Gädili hing ein Muttergottesbild an der großen Wettertanne. Dann und wann ſteckte ein Tanngriesli im Holzgitter vor dem Bild, und ſo wußte Brenili, daß Lenz dageweſen war. An einem Morgen beim Erwachen fand Brenili einen Buſchen Edelweiß auf dem Boden ſeines Zimmers. Edelweiß, ſo ſchöne, ganz weißflaumige Sterne, wie ſie nur in der oberſten

Wildi wachſen. Lenz hatte ſie ihm in der Nacht durchs Fenſter hineingeworfen. Zwiſchen den enggebundenen Stilen ſtack ein kleiner Zettel mit ein paar Worten. Das war für die Liebe wieder für viele Tage Nahrung genug.

Lenz hatte wenig Zeit große Umwege zu machen. Seine Arbeit war ſo ſtreng, daß er oft zum Umſinken müde war, wenn er heimkam. Aber es war ihm kein Weg zu weit und keine Nacht zu kurz um Vrenili ein Zeichen zu geben. Im Dunkel eines ſpäten Herbſtabends kam Lenz vom oberen Gädeli her auf das Hinterbühl-Haus zu. Er ſah gerade Licht auf der Vorlaube und erkannte Elſi, das dort ſeinen Schatz begrüßte. Er ging lautlos über die Matte näher und ſchaute einmal eine Zeit lang zu, wie da und dort im Haus Licht aufging oder auslöſchte. Er fand es nicht ungeſchickt ein wenig zu warten, wenn Beſuch im Haus war. Er mußte nicht mit dem Schlaf und der Müdigkeit kämpfen, denn in dieſer Nähe waren ſeine Sinne und ſeine Glieder hellwach und angeſpannt. Im Wald lockte ein Vogel. Wolken fuhren am Mond vorbei. Dann und wann fiel eine ſpäte Frucht vom Baum oder krachten die Balken im neuen Gaden, der hell in die Mondlandſchaft leuchtete. Der Hund ſtrich um das Haus, lief unter die nächſten Bäume, kam auch zum Lenz hinauf. Sie kannten ſich gut, die beiden vom Frühling und vom Sommer her. In der Kammer löſchte das Licht zuerſt, dann in der Küche und im oberen Gang. Dann leuchtete das Fenſter in Vrenilis Zimmer auf. Unten aus der Stube fiel der Schein aus der breiten Fenſterreihe auf die Steinplatten. Lenz ſchlich auf das Haus zu, ſchwang ſich übers Holz auf den Mauerſatz, hantelte ſich an der Hausecke hinauf, hielt ſich am Rand der Klebdächli. Einmal ſchlugen ſeine Schuhnägel laut an den Dachkännel. Sofort blieb er ſtill und horchte. Dann kletterte er weiter. Der helle Ton aber, hatte den Vater aufhorchen laſſen. Er ſprang aus dem Bett und mit den bloßen Füßen die Stiege hinauf und auf die Laube. Dort ſah der Vater ein Stück Hoſenbein und einen Bergſchuh ſeitlich über das Klebdächli hinausragen. Er griff darnach und zerrte mit aller Kraft. Plötzlich ließ der Widerſtand nach, der Schuh kam ihm entgegen, ſo unvermutet, daß der Vater rücklings fiel und den Schuh und das Bein nicht loslaſſend den ganzen Lenz auf ſich in die Laube hineinriß. Die Bergnägel fuhren ihm ins Geſicht. Einen Augenblick fühlte er die ſchwere Laſt des jungen Mannes auf ſich fallen, ſah gegenüber am Boden den Kopf des Lenz. Aber nur einen kurzen Augenblick lang, dann ſchwang ſich der Junge zurück über die Laubenbrüſtung und verſchwand im Hui und in einem weiten Sprung.

Lenz lief bis in den Wald hinauf. Dort ſetzte er ſich auf einen Stein und wartete. Er kam ſich nicht gerade als Held vor, der Lenz. Und die Zukunft lag ungefähr ſo ſchwarz vor ihm, wie die Nacht, da nun der Mond untergegangen und breite Nebelſchwaden wie Ungeheuer ſich vor die Helle des Himmels geſchoben hatten. Im Haus flammte überall Licht auf. Menſchen rannten über die Dielen. Lenz wartete lang, ſchlich auch wieder näher. Aber er mußte dort wieder fliehen, denn ein helles Licht traf ihn von der Straße her. Ein Auto kam den Kehr hinauf. Wahrhaftig, der Doktor ſtieg aus und ging auf das Haus zu. Da ſah er ſein Vrenili zum letzten Mal, wie es mit dem Licht in der Hand dem Doktor entgegen ging.

Eine Stunde ſpäter trat der Doktor wieder aus dem Haus und fuhr weg. Lenz wartete bis alle Lichter im Haus erloſchen waren, dann ging er heim.

Nur das Herz nicht töten laſſen.

Im Haus auf dem Hinterbühl war in dieſer Nacht trotz der ſcheinbaren Ruhe, trotz der Dunkelheit die in allen Zimmern lag nicht viel Schlaf. Der Vater lag mit verbundenem Kopf in ſeinen Kiſſen. Der Arzt hatte ihm eine tiefe Wunde, die von unten am Kinn zu den Lippen hinauf verlief, zunähen müſſen. Das Reden fiel ihm ſchwer und war ihm ſchmerzlich. Und doch konnte er nicht unterlaſſen, immer wieder ein paar harte Worte zu ſeiner Frau hinüber zu reden. Sie kamen nicht eben verſtändlich unter der Geſchwulſt und dem Verband hervor.

Am Morgen in aller Frühe ſtieg die Mutter in Vrenilis Zimmer hinauf. Sie erklärte ihm in kurzen Worten, daß dem Vater vorläufig jede Aufregung erſpart bleiben ſolle. Es ſei beſſer, es verſchwinde ſofort aus dem Haus, mindeſtens bis zum Abend. Es ſolle zur Tante Marie ins Ennertal hinüber gehen. Sie gab ihm einen Auftrag dorthin mit. Vrenili wollte fragen, wie es dem Vater gehe. Was er in der Nacht wegen ihm und dem Lenz geſagt habe. Die Mutter gab hierauf keine Antwort: „Du kannſt Dir ſelbſt etwas zum Frühſtück mitnehmen. Aber geh jetzt, bevor die andern aufkommen.“

Ihm war ſo leid um den Vater

Vrenili zögerte, ob es zu Fuß über den hohen Paß gehen, oder mit der Eiſenbahn ins Emmental fahren ſolle. Es war aber für die ſtrenge und weite Wanderung zu müde. Mit ſchwerem Herzen ging es unter die Leute, mit Angſt und Herzweh kam es am ſpäten Abend zurück. Schon von der Talſtraße aus ſah es den hellen Schein aus den Stubenfenſtern. Mühſam und mit klopfendem Herzen ſtieg es den Rain hinauf. Bei ſeinem Eintritt in die Küche ſtand Elſi am Herd und wärmte Kräutertee. „Guten Abend“, ſagte Vrenili. Und Elſi antwortete ſchnippiſch: „Ja, einen guten Abend haſt Du uns eingebrockt mit Deinem Bettlerſchatz.“ „Iſt der Vater noch auf?“ „Ja, geh nur hinein, er wartet ſchon lange auf Dich.“

Ja, er ſaß hinter dem Tiſch mit ſeinem verbundenen Kopf, einen Stock zur Hand und ein Bein auf das Bänkli gebettet. Die Mutter ſtand am kalten Ofen. Da mußte nun Vrenili hinein, mußte zwiſchen den beiden auf die Schabelle ſitzen und das Kreuzfeuer aushalten. Ihm war ſo leid um den Vater. Jedes Wort der Mutter, die aus lauter Sorgen und Beſorgnis ſo hart redete, tat ihm fürchterlich weh. Und ſie hatten recht. Vrenili mußte ihnen in jeder Beziehung recht geben. Dieſe ganze Liebe war unvernünftig und unverſtändlich. Aber was nützten alle die Gründe, alle dieſe Beweiſe. Vrenili hatte ſie alle ſchon nächtelang aufgezählt und wiederholt. Und doch auch jetzt, mitten in dieſem Hagelwetter von Vorwürfen und Ratſchlägen blieb ihm nur eine wahrhafte, unveränderliche Sicherheit: lieber in Not und Elend hinein gehen, aber mit dem Lenz zuſammen gehen. — Nur das Herz nicht töten laſſen. Nur jetzt nicht ein Verſprechen ablegen und dem Lenz untreu werden. Der Vater geriet immer mehr in Aufregung. Die Mutter kannte ihr Vrenili nicht mehr. So hatten ſie es noch nie erlebt. Ihr liebes Mädchen, das ſonſt immer ſo fügſam, ſo heiter, hilfsbereit, ſo anhänglich und vorſorglich geweſen war. Im oberen Zimmer hörte man Elſis nervöſe Schritte. Der Mutter rollten die Tränen über die Backen. Vrenili zeichnete mit dem Finger Kreiſe und Vierecke auf das Tiſchblatt. Der Vater ſchrie, ſo gut es ſeine Schmerzen und der Verband zuließen: „Was willſt Du denn, ſag jetzt Du einmal, was willſt Du denn, willſt Kopf voran mit aller Gewalt in Dein eigenes Unglück hineinrennen. Sag einmal, was willſt Du jetzt tun?“ Vrenili fuhr ſich mit dem Handrücken über die Augen und begann zu reden ohne aufzuſchauen: „Ich weiß, daß ich ſo nicht mehr da ſein kann. Ich möchte jetzt das tun, was ich ſchon lange gerne unternommen hätte. Ich möchte in ein

Spital gehen und die Krankenpflege lernen.“ Darauf blieb es lange ſtill in der Stube. Nur das Summen der Fliegen und das Plätſchern des Brunnens vor dem Haus war zu hören und auch das ſchwere Atmen des Vaters. Die Mutter fand zuerſt wieder Worte und meinte, man wolle nicht heute abend weiter darüber reden. Der Vater müſſe ſich ſchonen. Vrenili ſolle jetzt ins Bett gehen. „Ja, geh nur“, ſagte der Vater. Vrenili ſtand auf: „Es tut mir leid. Ich bitte, daß Ihr mir verzeiht. Es tut mir ſo leid, daß ich Euch weh tue. Gute Nacht Vater!“ Es trat auf ihn zu. Der Vater wehrte mit der Hand ab: „Geh nur.“ Vrenili blieb ſtehen, „machſt Du mir nicht das Kreuzzeichen, wie jeden Abend?“ Zorn, Enttäuſchung und Eigenſinn kämpften im Geſicht des Mannes. Vrenili ſchaute ihm ergeben und lieb in die Augen und hielt ſeine harten Blicke aus. Dann erhob ſich der Vater, ging brummend zur Türe, zum Weihwaſſerkeſſeli hinüber. Vrenili kam ihm nach. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Geh jetzt ſchlafen.“ Dann humpelte er am Stock auf die Kammertüre zu.

Wie der alte Thade ein Ausſtellungsſtück wurde.

Kahl ſtanden die Bäume. Winterwinde trieben das Laub von den Waldrändern. Im Gſpänſti trieb der Wind den feinen Schneeſtaub durch die vielen Spalten und Ritzen, bei den Fenſtern und Türen in die Küche und die Stuben hinein. Schlimme Monate hatte Lenz hinter ſich. Er wußte nicht wo Vrenili war. Er wußte nur, daß es kurz nach ſeiner verunglückten „Uifeſtiigete“ vereiſt war. Wenn ihm auf dem Heimweg die Kälte ins Geſicht fuhr, daß die Augenbrauen und Wimpern rauhreifig wurden. Wenn der vereiſte Weg das gehen mühſam und langſam machten. Wenn er bei Leuten vorbei ging, die ihm kaum den Gruß erwiderten. Dann wurde ihm manchmal ſeine Laſt zu ſchwer. Dann ſehnte er ſich irgendwohin fort. Alles ſtehen und liegen laſſen. Warum können andere junge Burſchen glücklich in ein gutes Leben hineinwachſen. Warum muß er ſo ſchwer, ſo ausſichtslos ſchwer ſchuften und ſorgen. Dann kamen brandſchwarze Gedanken über ihn, ſo daß er nicht mehr lieb an die Mutter, den kleinen Tonili und das Bethli denken konnte. Dann vergaß er auch, daß ſeit dem Tod des Vaters in den ſieben Jahren doch ſchon allerhand beſſer geworden. Karl war in der Lehre. Lineli in einer guten Stelle, Noldi kam aus der Schule. In ſolchen verlaſſenen Stunden empfand er nur bodenloſe Troſtloſigkeit, keine Hoffnung auf ein Glück. Und doch hatte er einmal das Glück gefühlt, es ſicher in Händen gehalten. Und welch ein Glück. Wie lange war dies her. Die paar Monate kamen ihm vor wie Jahre.

Wenn Lenz mit ſeinen Arbeitskameraden heimging und ſie in der Wirtſchaft einkehrten, mußte er vorbei und heim. Ein Möſtli koſtete ein paar Batzen. Er wäre ſo gerne auch einmal luſtig und freigebig geweſen. Nicht immer gelang es ihm, ſtockſteiff an der Wirtshaustüre vorbei zu gehen. Einmal ging er auch hinein und blieb dort lange ſitzen. Er hatte ſeinen ganzen Zahltag im Sack. Der räſſe Moſt und der Schnaps im Kaffee ſtiegen ihm raſch zu Kopf. Sie ſangen Soldatenlieder und jodelten. Er hielt eine Rede und rauchte Briſſago. Er konnte ſo treffend gut andere Leute nachahmen. Er ſprach wie der Major im Dienſt, wie der Landammann an der Landsgemeinde. Das Gelächter und die Freude der Zuhörer ringsum ſteigerten ſeine Lebensluſt. Da ſeine Kameraden heimgehen wollten, ſpendierte er ihnen einen Kaffee mit Doppelſchnaps. Alle ſtaunten. So hatten ſie ihn noch nie geſehen. Sie füllten ſein Glas im Geheimen. Während ſeiner großen Landammannsrede war der Brunnen-Thade in die Wirtsſtube gekommen und hatte ſich in den Winkel geſetzt. Lenz hatte ihn nicht beachtet. Nun kam der Thade hervor und fing an den Lenz zu foppen. So einen tüchtigen Redner, wie der Lenz einer ſei, den hätte man ſchon lange zum Ratsherr machen ſollen. Und ſo einer könne auch ruhig im Ratsſaal ſitzen, der habe ſein Vermögen daheim im ſichern. Lenz hörte nicht auf ihn. Aber Thade giftelte immer weiter. Lenz lachte und ſang:

Der Brunnen-Thade, der Brunnen-Thade
bekommt vor Neid das Magenweh.

Sobald der Name Brunnen-Thade heraus war, ſprang der Thade auf und kam an den Tiſch und wetterte los: „So ein Lotterbub, ſo ein Bettlerpack muß nicht Uebernamen austeilen. Es wäre beſſer, ſo einer würde ſeine vielen Schulden bezahlen, als den großen Herrn ſpielen, Kaffee ſpendieren, Rauſch ſaufen und ehrbare Männer anpöbeln. So einer, der ſchon im Amtsblatt geweſen iſt und nie weiß, welche Woche er wieder zu leſen iſt. Lenz bekam einen roten mehr ſtrampeln konnte. Dann trug er ihn unter den Bravo-Rufen ſeiner Kameraden zur hinteren Türe hinaus und in den oberen Stock. Dort ſperrte er ihn auf die Veranda hinaus, die dem Dorfplatz zugekehrt war. Die Kellnerin war unterdeſſen gerade im Keller geweſen und hatte von allem nichts bemerkt. Dem Thade ſein halbausgetrunkenes Moſt ſtand einſam auf dem kleinen Tiſch. Sie frug, ob der Thade fort ſei. Lenz meinte, ja, er hätte plötzlich einen Drang

Ein Ruheſtündchen im Schatten Photo L. von Matt

Kopf. Lenz ſtand auf und ſchaute aus ſchmalen Schlitzaugen auf den alten Schimpfer und dann in der Runde in die Geſichter ſeiner Kameraden. Dieſe lachten aus vollem Hals. Da trat Lenz hinter dem Tiſch hervor zu dem Thade hin, fragte zu ſeinen Kameraden hin: „Wollen wir uns die gute Laune und das ſchöne Feſt verderben laſſen von ſo einem Brünneler? Oder wollen wir ihn verſorgen?“ Alle riefen: „Verſorgen! Verſorg ihn!“ Lenz ſagte lachend: „Komm Thade, wir gehen ſpazieren.“ Er packte ihn, drehte ihn wie einen Wirbel ringsum und nahm ihn ſo ſtark in die Arme, daß er nur bekommen die ſchöne Ausſicht zu bewundern. Singen und Scherzen ging fröhlich weiter, während oben, allen Leuten ausgeſtellt, der Thade vergebens nach einem Ausweg von der verſchneiten, zügigen Ausſichtsterraſſe ſuchte.

Ein heftiger Wind kam plötzlich ins Dorf. Lenz hörte trotz dem Gröhlen und Jodeln, die Fenſterläden klappern und das Sauſen. Da wurde er ernſt. Er ging unter die Türe. Der Sturm fegte den Schnee vom Platz. „Halt, die Mutter, jetzt muß ſie Angſt haben.“ Sein Rauſch war wie verflogen. Er zahlte und ging, trotz den heftigen Einreden

ſeiner Kameraden mit eiligen Schritten hinaus. Er ſchlug den Kragen hoch, ſtämmte ſich gegen den Wind und verſchwand gegen den Bergweg zu.

Der Sturm machte ihn vollends nüchtern. Er lief haſtig und fing an zu rechnen, wie viel er von ſeinem Zahltag vertan. Die Ausreden, er dürfe ſich auch einmal etwas gönnen, kamen ihm bald dumm und blöd vor. Er nannte ſich einen Eſel und gab ſich der Reihe nach alle Namen, die der Brunnen-Thade ihm vorher an den Kopf geworfen hatte.

Wenn der Teufel flüſtert.

Daheim fand er die Mutter zitternd und jammernd. Sie hatte die Kinder um ſich und betete mit ihnen für die armen Seelen. Lenz ſchämte ſich und wollte in ſein Zimmer hinauf. Da gab ihm die Mutter einen Brief, der heute für ihn gekommen war. Lenz ging hinauf, ſetzte ſich auf's Bett, zündete die Kerze an und öffnete den Brief. Der Wind heulte und pfiff. Die Kerze flackerte. Lenz ſchaute auf die ſchönen klaren Schriftzüge und las:

Mein lieber Lenz!

Hier im Spital iſt es ſehr ſtreng. Ich kann Dir nicht viel ſchreiben. Ich will Dir nur ſagen, daß es mir immer noch ſo iſt, wie ich Dir geſagt habe. Ich habe nur Dich lieb. Ich will auch mein Leben lang nie von dieſer Liebe laſſen. Gott helfe uns! Schreibe mir bald.

Die herzlichſten Grüße von Deinem
Vreneli.

Lenz blieb lange ſo ſitzen. Er ſpürte nicht die Kälte. Er hörte nicht das Poltern und Rumoren im Giebelzimmer, das gegen Mitternacht begann.

Der Brunnen-Thade auf der Ausſichtsterraſſe war bald das Tagesgeſpräch im Dorf. Wie viele Leute freuten ſich, daß der alte Schimpfer einmal ſo recht von Herzen ausgelacht werden konnte. Aber die gleichen Leute und noch viele dazu, ſchimpften über den Griesli-Lenz. Es ſei nicht recht, einen alten Mann ſo reſpektlos zu behandeln, nicht recht ihn auf die kalte zügige Veranda hinauszuſperren. Er hätte ja eine tödliche Krankheit holen können. Vor allem aber ſchimpften alle darüber, daß der Lenz ſich erlaubt hatte, ſo viel Geld zu vertrinken und zu vergeuden. Einige gingen noch weiter und ſprachen davon, daß dem Griesli-Migi ſein fürchterlicher Jähzorn im Lenz zum Ausbruch gekommen ſei. Man habe ja immer gefürchtet, er ſchlage in dieſe Art ein. Jetzt ſei es ganz gewiß, daß der Lenz auch ſo ein Tollwütiger ſei oder werde. Man wiſſe ſchon, warum der auch immer ein Tanngriesli auf dem Hut trage, das ſei ein Verſteck für die Teufelshörndli.

Der Brunnen-Thade aber wurde nicht krank, nicht von der Wut und nicht von der Kälte. Er ſaß den ganzen Winter durch jeden Abend bei einem Möſtli im Sternen, tauchte überall bei ſeinen Verwandten auf, ſaß da beim Zabig und dort beim Znüni, räſonnierte, regierte und kritiſierte. Im Frühling und Sommer war er ſogar auf der Alp zu ſehen. Gebückt ging er, der Thade, aber mit ſeinem zähen Trämpeler-Schritt kam er doch überall durch.

Erſt im Herbſt legte ihn eine Erkältung ins Bett. Diesmal aber packte ihn eine ſcharfe Lungenentzündung. Vreneli war eben aus dem Krankenkurs, der ein ganzes Jahr gedauert hatte, zurückgekommen. Kaum heimgekehrt, mußte es zum alten Götti auf die Pflege gehen.

Vreneli traf dort nicht etwa eine gute Ordnung und eine herzliche Aufnahme an. Die alte Haushälterin wollte alles allein regieren und nach ihrem Tramp machen. Die Medizinen der Aerzte und gar die Einſpritzungen verdammte ſie als böſes Gift. Ueberſchläge und Tee ſei viel beſſer. Früher ſeien die Leute hundert Jahre alt geworden. Vreneli achtete nicht viel auf die übellaunige Alte. Es war nett und freundlich mit ihr und ließ ſie reden. Schlimmer waren die Fragen und Reden des Thade. Sobald ihm Fieber und Atemnot etwas Ruhe gönnten, fing er an: „Vreneli, Du biſt mein liebſtes Gottenkind. Du weißt, daß ich Dir im Teſtament viele tauſend Franken bares Geld vermacht habe. — — Letztes Jahr wollte ich das Teſtament ändern, wegen dem Griesli-Bub. Aber Du verſprichſt mir, daß das aus iſt, und daß Du mit dem nie mehr

etwas haſt." Vrenili wich ihm aus. Immer wieder fing er davon an. Einmal mitten in der Nacht mußte ihm Vrenili das Teſtament aus dem Sekretär holen und er wollte Tinte und Feder. Er wolle jetzt einen Nachſatz hineinſchreiben. „Wann haſt Du den Griesli-Bub zum letzten Mal geſehen?" „Schon lange nicht mehr, über ein Jahr", ſagte Vrenili lachend. „Du wirdſt ihn nie mehr anſchauen, verſtanden, das mußt Du mir verſprechen." Vrenili meinte, das müſſe ihm jetzt keinen Kummer mehr machen. Aber wenn ſie einander auf einem ſchmalen Weg begegnen oder zum Beiſpiel unter der Kirchentüre, ob es dann den Lenz anſchauen dürfe? Stundenlang konnte er fragen und bohren. Nach einigen Tagen aber wurden die Fieber heftiger. Der Arzt war ſehr beſorgt. Er verordnete ganz neue Einſpritzungen, die pünktlich alle fünf Stunden erfolgen mußten. Wenn das nicht ganz exakt und pünktlich geſchehe, könne er keine Verantwortung mehr übernehmen. Thade war wirklich plötzlich viel ſchlimmer dran. Er fiel in Bewußtloſigkeit, phantaſierte und kämpfte mit dem ſchweren Atem. Vrenili fand Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Es war ſchon von der ſtrengen Arbeit im Spital erſchöpft und übermüdet, und nun noch die ſtrenge Pflege.

Ein liebes Urnerli
Photo Witzig

In der Nacht ſaß es neben dem Bett, zum Umſinken müde. Es kämpfte gegen den Schlaf. Es mußte wach bleiben, den Puls kontrollieren. Bald war auch Zeit, die nächſte Einſpritzung zu geben. Von irgendwoher kam in das halbſchlafende Köpfchen hinein der Gedanke: Ach, laſſe doch dieſe Einſpritzung aus! Leg Dich ein wenig hin. Er wird das ſchon überhauen. Vrenili ſprang auf, ging hinaus und wuſch ſich das Geſicht. Aber ſolche Gedanken kamen bald wieder. Iſt das ſo ein Unglück, wenn er es nicht überhaut? Er iſt doch alt, der Götti. Und wenn er hört, daß der Lenz und ich auf einander warten, dann zerreißt er das Teſtament. Wenn ich jetzt einſchlafe und nicht rechtzeitig erwache, dann bin ich nicht daran ſchuld. Vrenili fuhr ſich über das Geſicht, rieb ſich die Augen und die Backen: „Was für böſe Teufel flüſtern mir da ins Ohr?" Auf der einen Seite vertrieben, kamen ſie auf der andern Seite wieder herzu. Könnteſt dem Lenz alle Schulden bezahlen und eine Exiſtenz gründen. Ach, was für eine Rieſenfreude hätte der Lenz. Mußt wohl ſonſt warten, bis Du alt biſt, kannſt dann gleich eine alte Griesli-Frau werden. Probiers doch einmal, ſchlaf ein wenig, wenn Du dann noch rechtzeitig erwachſt, kannſt Du dich immer noch beſinnen. Eine einzige Spritze weniger bringt ihn nicht um. Und wenn Du's verſchläfſt, dann ſchläfſt Du in deinen Himmel hinein, in dein Glück. Vrenili ſchaute auf die Uhr. Es waren kaum ein paar Minuten vergangen. Vrenili ſtand auf und ging auf leiſen Sohlen hin und her. Der rote Schein des Nachtlichtes lag auf dem Heiligenbild und auf dem Kruzifix in der Ecke. Vrenili blieb dort ſtehen. Es ſchaute lange in das ſchmerzverzerrte Geſicht des Gekreuzigten: „Heiland, laß mich nicht Unrecht tun. Ich will auch Dir immer treu ſein." Betend ſchritt es hin und her, bis die Zeit um war, da es pünktlich des Arztes Befehl ausführen konnte.

Neue Bretter auf altes Holz.

Lenz hatte im letzten Winter genug gefroren im Gspänsti oben. Auch die Mutter war krank gewesen und die Kinder hatten alle lange Zeit Husten und Fieber. Lenz kaufte Bretter und flickte so die halbverfaulten Wände. Wenn schon der Besitzer, der Hochmatt-Bauer, nichts ausbessern wollte. Lenz flickte auf eigene Kosten. Nun leuchteten auf einmal von dem brandschwarzen, sonnenverbrannten Häuschen helle Bretter. Das ärgerte die Heimatschützler im Tal. Und auch der Besuch, der diesen Herbst zu Lenz ins Gspänsti hinauf kam, ärgerte sich darüber.

Der Herr, der für drei Tage weither zu Besuch kam und mit dem Lenz in die Berge ging, war ein Architekt und war Offizier in der gleichen Kompagnie wie Lenz. Er hatte schon früher geschrieben und wollte den Lenz als Bergführer. Sie hatten noch keine zwei Sätze miteinander gesprochen, fing der Herr schon an zu schimpfen: „Aber, Lenz, was hast Du aus dem schönen alten Häuschen gemacht! Du bist ein Rohling, ein Vandale.“ Lenz verteidigte sich. Die Wände seien verfault. Drei Zoll lange Nägel seien ihm wie in einen Schwamm hinein geschlüpft; er hätte bald die Bretter innen und außen mit Schrauben zusammenhängen müssen. An einigen Orten hätte er fast gar mit der bloßen Faust durchfahren können. Der Architekt schaute das Gspänsti von allen Seiten genau an, wiegte den Kopf hin und her: „Diese Bauart ist uralt, das habe ich hierzuland noch nie gesehen. In Schweden und Norwegen gibts ähnliche Häuser, aber hier, das ist sicher das einzige.“ Aber schließlich, sie wollten ja in die Berge und früh aufbrechen. Sie packten die Säcke und stiegen bergan.

Am Abend, bevor der Architekt ins Tal, ins Hotel hinunter ging, blieben sie auf einem schönen Aussichtspunkt, nicht weit neben dem Gspänsti, sitzen. Vor ihnen stand ein altes Gädili mit einem Anbau. Lenz zeigte darauf: „Im letzten Winter wäre ich beinahe hieher umgezogen. Einmal wegen der Angst der Mutter und dann hätten wir in diesem Stall wohl besser Schutz vor Wind und Schnee gehabt. Wenn ich nur ein paar tausend Franken gehabt hätte. Das Gädili ist zu verkaufen. Der Bauer, dem es gehört, braucht es nicht mehr, er hat schon lange ein Zugseil und unten eine große Scheune.“ Der Architekt schaute interessiert auf den alten Stall. „Du, Lenz, das ist ein prächtiger Grundriß; wenn die Mauern gut sind, da könnte man etwas ganz Hübsches und Praktisches aufbauen. Wo ist da Süden, just schön dem Tal zu. Also Sonne und Aussicht auf der selben Seite, der Berg im Norden, ideal. Hier die Wetterseite, dann der Anbau, schön geschützt.“ Er sprang auf und war in ein paar Sprüngen unten. Mit wenigen Griffen hatte er die Türe aufgemacht. Er untersuchte die Mauern, die Balkenlage, das Holz. Er maß mit Scheiten Länge und Breite und wurde immer mehr begeistert. Aus dem Rucksack holte er Papier und Bleistift und zeichnete mit wenigen Strichen die Mauern, den Brunnen und dann obendrauf ein Holzhaus mit Laube und breitem Giebel. „Siehst Du, da ist die Stube, die Kammer, hier die Küche, die Stiege und oben noch vier Zimmer, das ist ein Palast, das Wasser ist da, die Zufahrtsstraße ist nahe, die Aussicht allein ist zwanzigtausend Franken wert. Lenz, schau Dir Dein Haus an.“ Lachend hielt er ihm die flotte Zeichnung hin. Lachend nahm sie Lenz in die Hand und sagte: „Wunderbar, fehlt nur noch die Farbe, die Blumenstöcke und ein klein wenig Sackgeld, dann können wir einziehen!“ Der Architekt klopfte ihm auf die Schulter, auf das geflickte Hemd: „Nimm diesen Entwurf mit, kannst einmal darüber schlafen, und wenn Du es dann gebaut hast, dann komme ich mit meiner ganzen Familie zu Dir einen Sommer lang in die Ferien. Behüt Dich Gott, morgen um vier Uhr am Drahtseil!“ Dann ging der städtische Freund die Matte hinunter, dem Tal zu.

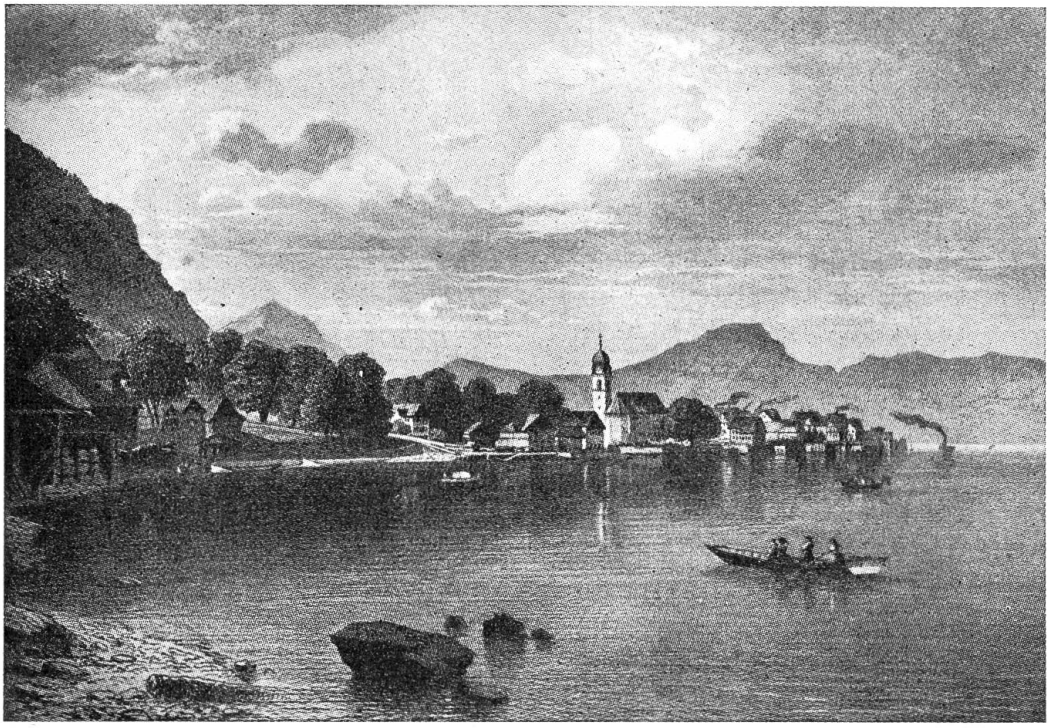
Lenz schaute lange auf das schmucke Berghaus auf dem Papier, das so märchenhaft schnell entstanden war und ging dann sinnend ins Gspänsti hinüber. Merkwürdig, dachte er für sich, merkwürdig und eigenartig. Schon wieder wird mir ein Glück vorgemalt, so greifbar, wie wenn es möglich wäre. Einmal kam Vreneli so. Und jetzt wie-

der der Hauptmann. Und wenn ich darnach greifen will, iſt alles wie Luft und verflogen. Er kam heim, trat in die Küche, da ſah er den kleinen Toni, der im Küchenkaſten begierig nach Brot ſuchte. Aber es war kein Biſſen, keine Rinde mehr da.

Lenz heftete lachend die Zeichnung des Architekten an ſeine Zimmerwand.

Wer das Recht hat ſoll gewinnen.

Am andern Morgen ſtiegen die beiden Freunde in die Berge hinauf, blieben oben



Beckenried nach einem alten Stich

in der Berghütte übernacht. Am dritten Abend vor der Heimreiſe ſaßen ſie wieder bei dem Gädili. „Lenz, das ſollteſt Du unbedingt kaufen. Das iſt ja geradezu ein idealer Punkt. Aber Du darfſt nicht ſo ein Kiſtli drauffetzen. Darfſt auch nicht ein modernes Gampfiroß auf die alten Mauern legen. Dieſe eigenwillige, herrliche Landſchaft hat ihren eigenen Charakter und die hier aufgewachſenen Leute haben das früher erlebt und erfaßt. Sie haben nicht Häuſer gebaut, die ebenſogut in Amerika oder Zürich ſtehen könnten. Sie haben aus den Wetter- und Wintererfahrungen, aus ihrem eigenen Schönheitsgefühl, aus der Tradition heraus gebaut. Die beſtehenden Holzbauten wieder um etwas verbeſſert, in ihrer Art verſchönert. Aber ſie ſind in der geſunden Linie geblieben. Jedes dieſer Häuſer ſitzt wie aus dem Boden gewachſen in dem ſchönen Tal drin. Sie haben früher auch praktiſch und bequem und ſparſam gebaut, aber ſie haben nicht nur praktiſch, bequem und ſparſam gebaut, ſie haben für ein ſchönes Haus Sinn gehabt. Von dieſen Leuten muß man lernen. Die haben wohl gewußt, daß ein ſolides, gutes Haus, das dazu noch ſchön iſt, mehr Wert hat und viel länger ſeinen Wert behält. Siehſt Du, das iſt klug. Ich meine nicht ſchön, wie es jetzt gerade die Mode und der augenblickliche Geſchmack vorſchreibt. Nein, ich meine ſchön, wie es hier dem Land gut anſteht.“ Dann zeigte der Architekt auf die ſchönen Häuſer, die verſtreut über die Wieſen und Hänge zu ſehen waren. „Hier mußt Du Dir einmal die Muſter nehmen. Behüt Dich Gott, Lenz! Ich ſchreibe Dir wieder, wenn ich für einen Tag oder drei in die Berge kommen kann.“ Er bot ihm die Hand: „Und da iſt noch Dein Führerlohn.“

Lenz dankte und ſtaunte und war ganz gerührt. Das war der größte Taglohn, den er je verdient hatte.

Wie war eigentlich dieſe ungleiche Freundſchaft zwiſchen dem Architekten und dem Lenz entſtanden? Das war damals im Militärdienſt geweſen. Die Truppen waren tage- und nächtelang über Päſſe und Ebenen marſchiert, hatten im neuen Ort kein rechtes Quartier gefunden. Die Offiziere waren nervös und die Soldaten ſchlampig geworden. Bei ſolchen Gelegenheiten brauchte es nicht viel, nur eine ſchwache Zündung und ſchon ſpuckte der Widerſtand in allen Köpfen. Man führte die Befehle aus, aber etwas lahm, etwas verbogen, ein wenig zu ſpät. Die Kommandos wurden ſchärfer, ſpitziger. Halblautes und deutliches Schimpfen tauchte überall auf. Irgendwo hörte man ein kommuniſtiſches Lied. Die Gegenſätze ſpitzten ſich zu. Vorgeſetzte und Soldaten verſtanden ſich nicht mehr. Auf dem Strohlager wurden Uebernamen ausgeteilt und Parolen ausgegeben. Und einmal kam es dann zum Bruch. Der Major verſammelte dann das Bataillon und donnerte die Leute an, verlas einen Befehl über Strafen und Militärgericht. Er hatte alle flotten Leiſtungen der Truppe vergeſſen und alle Fehler vergrößert dargeſtellt. Er drohte und ſchloß ſeine ſcharfe Rede mit den Worten: „Wenn einer von Euch etwas zu ſagen hat, dann ſoll er jetzt vortreten und ſich melden.“ Eiſige Ruhe, lauter finſtere verbiſſene Geſichter. Da rief der Griesli-Lenz: „Herr Major!“ und meldete ſich. Er trat ruhig vor die vielen hundert Mann und vor die Offiziere und ſprach: „Herr Major, ich will etwas dazu ſagen. Ich bin der Meinung, die guten und zuverläſſigen Soldaten werden nicht im Loch erzogen, ſie werden nicht mit Umeinanderjagen und Plagen gebildet. Die guten Soldaten kommen aus dem Haus. Die Mehrheit von allen, die hier ſtehen, ſind gute Soldaten, das haben wir bewieſen, das haben Sie uns ſchon oft geſagt. Aber man ſoll uns nicht unrecht den Meiſter zeigen. Auch im Dienſt ſoll nicht immer der Höhere gewinnen. Wer das Recht hat, ſoll gewinnen.“ Nach dieſen mutigen Worten fand der Major wieder den richtigen Ton. Die Truppe war wieder einig und zu jedem Einſatz bereit.

Dieſe Stunde hat dem Lenz die Freundſchaft mit dem Hauptmann gebracht.

Wie die fremden Herren langſam ſtill wurden.

Der Beſuch der Freunde brachte aber noch andere Herren in das Gſpänſti hinauf. Der Architekt hatte in der Stadt von der ſeltenen Bauart des alten Häuschens erzählt. Nun intereſſierte ſich eine eidgenöſſiſche Kommiſſion dafür und kam eines nachmittags dahergereiſt. Die drei Herren ſtiegen puſtend und geſtikulierend den Rainweg hinauf. Ihre feinen Halbſchuhe waren nicht beſonders geeignet für den feuchten Dreck. Der Größte von ihnen, der magere, lange mit dem Zwicker und dem Strohhut war bereits umgefallen und auf einer Seite vom Knie bis zum Schulterblatt braun und naß. Sie kamen in die Stube hinein und ſchimpften. Mindeſtens zwei ſprachen immer zur gleichen Zeit. Die Mutter war mit ihrer Näharbeit beſchäftigt. Auf dem alten Kanapee lagen eine ganze Beige Socken und Strümpfe mit und ohne größere und kleinere Löcher. Unter dem ſchiefen Ofen ſtanden ebenſo verzierte Schuhe aller Größen. An der Wand hingen Bilder mit zerbrochenem Glas, ein halbzerriſſener Kalender, Hemden und der Karabiner. Der Lange hatte bereits ſeinen Strohhut und auch die Glatze an dem Deckenbalken heftig angeſchlagen. Aber all dies brachte ihren Redeſtrom nicht zum Stillſtand. Sie ſprachen von Todſünden und von himmelſchreiendem Verbrechen, weil das wunderſchöne Häuschen außen ſo fürchterlich mit neuen Brettern vernagelt ſei. Der dicke Herr mit dem Bockbärtchen und der ſchweren Uhrkette beugte ſich über den Tiſch zur Mutter hinüber, fuchtelte mit den Händen wie ein Jude und ſagte: „Sie wiſſen nicht, was das für ein Schmuckkäſtchen iſt. Dieſen Haustyp haben wir nur mehr in alten Holzſchnitten, in den Archiven vorhanden. Und hier iſt das einzige Exemplar und ſie verſchandeln es auf dieſe rohe Art. Ich werde eine Eingabe an den Bundesrat machen, das Haus muß re-

noviert und unter Bundesſchutz geſtellt werden, dafür werde ich ſorgen. Er ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß der Fingerhut und die Hoſenknöpfe hoch in die Luft ſprangen und auf den Boden fielen. Dann gingen die Herren mit gezücktem Bleiſtift und meſſend um das Häuschen herum. Nachher mußte die Mutter mit ihnen in alle Kammern hinauf ſteigen. Sie wollten die Konſtruktion bis zum oberſten Balken aufzeichnen. Vor dem Giebelzimmer machte die Mutter halt. „Hier kann man nicht hinein.“ Aber die Herren ließen ſich nicht abweiſen. Hier unter dem Dach ſei gerade das Wichtigſte, das Intereſſanteſte, wahrſcheinlich eine vollſtändig verloren gegangene Konſtruktion.

Die Herren frugen, was dieſe Kreuze zu bedeuten haben

Die Mutter wurde nach und nach ſo eingeſchüchtert, daß ſie auch hier öffnete, trotz ihrer großen Angſt. Sie traten in eine große, vom Rauch geſchwärzte, leere Kammer. Drei Kreuze waren in die Balken geſchnitten. Die Herren frugen, was das zu bedeuten habe. „Das hat der Lenz gemacht, nach einer ſchweren Sturmnacht, aber es hat auch nichts genützt.“ Solche Andeutungen ſtachelten die Neugierde der Herren. Schließlich intereſſierten ſich die Herren mehr um die Spuckgeſchichte als um die Konſtruktion. Es kam ſo weit, daß alle drei in der Stube ſaßen und der Mutter zuhörten, die ihnen von der alten Geſchichte erzählte: „Vor hundert und hundert Jahren muß hier ein reicher Bauer geſeſſen haben, ein wilder, unbändiger Kraftmenſch, der lange Zeit in fernen Ländern gelebt hatte. Er kam zurück in ſeine Heimat, brachte einen dunkelhäutigen Knecht und zwei fremdartige Mägde mit und lebte hier abgeſchieden. Drüben im Turmhaus, das ſchon vor langer Zeit abgeriſſen worden iſt, ſoll damals ein reicher Handelsherr gewohnt haben. Die beiden waren vielleicht ſchon im Ausland irgendwo und irgendwie zuſammengeraten, ſie lagen ſeit Jahren in heftigem Streit. Ob Viehmarkt oder Landsgemeinde, bei jeder Gelegenheit kam Haß und Rache dieſer beiden zur Geltung. Die Talleute fürchteten lange, es könnte ein böſes Unglück daraus entſtehen. Und wirklich, an einem Sonntag ging die Klage durch das Land: dem Herr im Turmhaus ſei die jüngſte, die ſchöne, kaum zwanzigjährige Tochter verſchwunden. — Ein gutes Mädchen, lieb mit den Armen und wohltätig. Das ganze Tal geriet in Aufregung. Leute meldeten ſich freiwillig beim Turmherr. Die Regierung und das Gericht wurden aufgeboten. Nirgends fand man eine Spur. Nur eine Kräuterfrau wollte hier in der Nähe des Mädchens Stimme gehört haben, fürchterlich weinen und ſchreien. Die hohe Gewalt ließ das Haus hier auf dem Hochegg umſtellen, wollte den Mann vor Gericht nehmen. Aber in der Sturmnacht vorher, da kein Menſch ſich in den entſetzlichen Wind und Schneerieſel hinaus wagte, muß er, ſo erzählte man früher, das Mädchen umgebracht, in einem Sack über den Berg getragen und im enneren Tal in den wilden Bach verſenkt haben. Er wurde dann doch gefangen. Blieb lange eingeſperrt. Aber niemand konnte ihm Genaues beweiſen. Nach ſeinem Tod aber, in einer böſen Sturmnacht, ſind die zurückgebliebenen Leute aus dieſem Haus geflohen. Lange blieb es leer ſtehen. Arme Leute haben dann darin gewohnt. Das Häuschen iſt in den vielen, vielen Jahrzehnten verfallen. Aber heute noch, wenn der kalte Föhn über das Hochegg fällt,

kommt der Geiſt des Mörders und poltert und wütet im Giebelzimmer. Dann hören wir die Schreie aus Todesangſt. Ihr Herren, ich ſage Euch, wenn es jetzt gegen Mitternacht zuginge und der Winterwind durch die Wände hindurch unſere Kerze auf dem Tiſch ausblaſen würde. Weiß der Herrgott, Ihr würdet nicht mehr lange in dem Häuschen ſitzen, das Ihr ſo gerühmt habt."

Die Kommiſſion verabſchiedete ſich bedeutend ſchweigſamer und ruhiger, als ſie gekommen. Das Gſpänſti wurde nicht renoviert und auch nicht unter Bundesſchutz geſtellt. Aber im ganzen Tal wurde von dieſem Beſuch der Kommiſſion von Bern geſprochen. Das Gſpänſti kam wieder in der Leute Mund, die alte Sage wurde wieder überall erzählt. Sogar an der Aelplerkilbi wurde auf dem Dorfplatz davon berichtet, daß die armen Leute hierzuland in den wertvollſten Häuſern ſitzen. Und der Hochegg-Bauer verlangte ab Martini mehr Zins vom Lenz.

Mitten im Tanz und Dulidulidu ...

Vrenili war nicht mehr viel daheim auf dem Hinterbühl. Nachdem es den Brunnen-Thade geſund gepflegt hatte, war es kaum eine Woche zuhauſe. Da bat man ſo dringlich, es möge doch auch um Gottes Willen zu dem kranken Kind ins Hintereggli kommen. Von dort rief man das Vrenili zu einem ſchweren Patienten ins Dorf. Das gute Mädchen konnte nicht nein ſagen. Es blieb zwiſchen zwei Pflegen wohl ſelten eine Woche zu Hauſe. Jedesmal war die Not ſo groß und nirgends jemand zu bekommen, daß auch die Eltern dazu jaſagen mußten. Die Mutter im Hinterbühl freute ſich ehrlich, daß ihr Vrenili als Pflegerin ſo geſchätzt und begehrt war, und daß es dabei ſo vielen Leuten helfen und beiſtehen konnte.

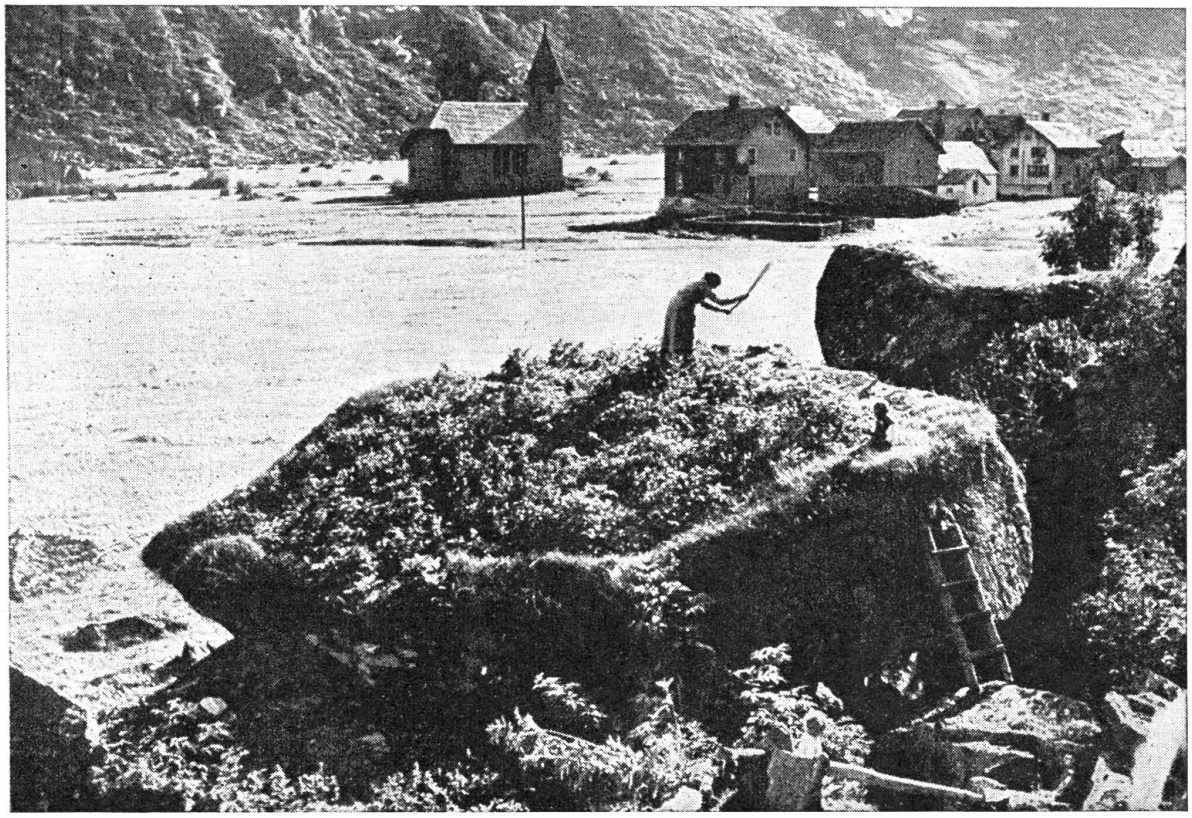
Vrenili ging gerne auf Pflege. Es war lieber in einem armen Hüttli als im ſchönen Haus daheim. Elſi war ſeit ſeiner langen Abweſenheit noch kälter und hochmütiger geworden. Seitdem ſein Schatz mit einem Auto auf den Markt in die Stadt fuhr und zum Kilten kam, wußte es nicht mehr, wie hoch es ſeine Friſur tragen ſollte. Der Vater war zwar lieb und freundlich mit ihm. Er hatte auch oft geſagt, wie ſehr er unter der Langezeit gelitten habe. Aber wenn er im Geſpräch mit der Hand über ſeine ſchlecht vernarbte Schramme am Kinn fuhr, wurden ſeine Züge wieder finſter.

Der neue Beruf brachte dem Vrenili viel Befriedigung und manche ſtille, innere Freude. Er brachte ihm aber auch das, was ſein Herz am meiſten erſehnte und ſo bitter notwendig brauchte, dann und wann ein paar Augenblicke Zuſammenſein mit dem Lenz. Wenn es in ſeine Arme fliehen konnte, dann war ihm, als ob es in den Himmel hinein fliege. Ob ſo ein Zuſammenſein im raſchelnden Herbſtwald oder im verſchneiten Wald war. Zeit und Ort, Näſſe und Kälte verloren ſich, wenn es ſeine Nähe ſpürte und ſeinen Worten zuhörte. Lenz ſagte einmal zu ihm: „Vrenili, ich kann Dir nichts bieten, ich kann Dir keine Geſchenke machen, kann Dir keine glückliche Zukunft verſprechen, kann Dir kein Heim anbieten, nicht einmal ein Dach für unſer Zuſammenſein. Aber das kann ich Dir ſagen, ſo wie ich Dich gern habe, ſo wie ich nur Dich gern habe, ſo wird Dich nie im Leben jemand lieben." „Ich hoffe es, und weiß es, Lenz", flüſterte Vrenili und ſchmiegte ſich ganz eng an ihn. Und einmal da er nach tauſend Möglichkeiten und märchenhaften Ausſichten gefahndet hatte: ſagte er: „Oh, wenn ich könnte, ich würde Dir ein Häuschen bauen, weitab von den Menſchen, ganz nach Deinem Willen, und einen Garten mit Blumen, Du könnteſt in der Sonne ſitzen, und, und — —." Vrenili verſchloß ihm den Mund: „Laß das Lenz, mir iſt das ſo wenig wichtig. Wir wiſſen beide nicht, was Gott mit unſerer Liebe vorhat. Laſſen wir ihm das Geheimnis. Ich bin zufrieden, daß er mir Dich geſchickt hat, daß wir einander treu ſind und uns ſo lieb haben. Wenn ich bei Dir bin, dann vergeſſe ich die ganze Zukunft und alles was Vergangen iſt." Und Lenz vergaß es dann auch.

Während der Faſtnacht war Lenz nirgends zu ſehen. Vrenili pflegte eine arme Frau, die in einem weitabgelegenen Häuschen lag und deren viele Kinder ihr und ihm faſt keine Ruhe ließen. Aber Elſi ging, oder beſſer geſagt fuhr mit ſeinem Schatz zum Tanz ins Dorf. Wenn es hochaufgerichtet

wie ein Dragoner, im ſchillernden Kleidchen, wie eine Märchenfee, mit einem Geſicht wie eine beleidigte Hofdame, mit dem reichen Bauernſohne am Arm in die Tanzdiele hinausſchritt, dann ſchauten die Leute auf. Es kaſſierte die ſtaunenden Blicke ohne Lächeln. Es merkte nicht, wie die verſchmähten Burſchen tuſchelten, hörte nicht, wie ſie ſeinen Uebernamen den Wänden nach weitergaben.

Dulidulidu macht s'Klarinett, brummbah, brummbah, brummbah die Baßgeige, wieder gießt er von dem ſchweren Wein in ſeinen roten Kopf hinein. Bärbeißig kritiſiert er die Spieler. Ja, er wird ſo übermütig und breitſpurig, er will ſeine alten Beine noch zum Tanze zwingen. Da ſollen ſie nur ſchauen, die faulen Buben, die zimperlichen Mädchen, was für ein Kerl er iſt. Er holt ſich ein blutjunges Ding, ein keckes Bauernkind mit ſtämmigen Armen und feurigen Blicken zum Tanz. Er geht mit ihm zwiſchen den Tiſchen durch, wie ein Landammann zwiſchen den Weibeln. Er freut



Kartoffeläcerlein auf einem Granitblock der Göſchener Alp

Handorgel und Trompete, Getrampel und Jauchzen, Staub und Hitze, Schwitzen und Lachen, Zutrinken und Plagieren, alles zur gleichen Zeit, alles im gleichen Saal. Fahnentücher und Girlanden hängen von der Decke in den Tabakqualm hinein. Erhitzte Geſichter kommen vom Tanz.

Auch der Brunnen-Thade iſt da. Er will den Dorfleuten und Bauern zeigen, was für ein Kerl er iſt. Vor Monaten todgeſagt und aufgegeben. Nun ſitzt er bei den Faſſern mitten im Trubel und Gewoge. Immer ſich, daß die Leute große Augen machen. Vorſichtig ſetzt er zum Walzer an, wie ein Fähnrich ſtreckt er die Hand in die Höhe. Das Mädchen nimmt ihn raſſig mit und lacht ihm eine ganze Tonleiter ins Ohr. Dann wirbelt es wie toll ringsum. Es will ihm die Tanzluſt im erſten Mal abſtellen. Sie puffen und ſtoßen und verſchwinden im dicht gedrängten Knäuel.

Aber was iſt das? Die Paare ſtocken. Die Trompete ſetzt aus. Ein Schrei, ein Rufen, es bildet ſich ein Kreis in der Mitte.

Dulidulidu — — und aus iſt die Muſik mitten im Tanz. Der Brunnen-Thade liegt am Boden. Die Jungen wollen davon, die Alten drängen herzu. Aus dem dichten Gedränge hört man nach dem Arzt rufen, nach dem Pfarrer. Der Wirt kommt aus der Küche gerannt, drückt ſich in die Leute, bahnt ſich einen Weg, ruft: „Dem Doktor telefonieren!“ Der Handörgeler packt ſein Inſtrument ein. Die Leute ſchauen ſich verlegen an. Da und dort greift einer nach dem Hut, führt ſeine Frau hinaus an die Luft. Sie tragen den Thade, deſſen Geſicht plötzlich ſo grau und gelb geworden, in ein Zimmer hinauf. Dort kommt zuerſt der Pfarrer und dann der Arzt zu ſpät.

Lange vor Mitternacht iſt der Saal leer. Halbgeleerte Gläſer, halbgerauchte Stumpen bleiben auf den Tiſchen. Kellnerinnen räumen auf. Die Girlanden ſchaukeln im Luftzug der geöffneten Fenſter.

So ein Oſterneſt.

Noch war der Waldboden vom jüngſt da gelegenen Schnee durchtränkt. Nur die obenauf liegenden Buchenblätter kringelten ſich in der Sonnenwärme. Da und dort gafften zarte Blaublümchen aus dem Laub. An den Zweigen zeigte ſich das helle Grün der neuen Blätter.

In der Holzerhütte ennet dem Waſſerfall kamen Lenz und Vrenili am Sonntag zuſammen. Er hatte von Vrenili ſchon anfangs der Woche einen Brief bekommen und hatte bei der Muttergottestanne die Antwort unter den Stein gelegt. Während der Wartezeit hatte Lenz die alte Rindenhütte ringsum mit friſchem Tannengries geſchmückt und auch einen Sitzplatz für das Vrenili zurechtgemacht. Vrenili hatte ein Päckchen mitgebracht, das es mit großer Sorgfalt unter dem Arm behielt, auch während der freudigen und ſtürmiſchen Begrüßung. Lenz wollte wiſſen, ob es ein Zabig mitgenommen, oder was da in dem feſt verſchnürten Papier enthalten ſei. „Rat einmal“, ſagte Vrenili, „rat nur, Du wirſt es nie finden.“ Lenz zählte alles auf, was irgendwie ſo groß ſein konnte, Wurſt und Brot und Güggelibein, ein Buch, ein Hemd. Vrenili ſchüttelte lachend den Kopf: „Du wirſt es nie erraten.“ Er wollte es in die Hand nehmen, abtaſten und wägen. Vrenili gab es ihm nicht. Er begann von Neuem zu raten. Immer falſch. „Rate weiter, es iſt für Dich.“ Lenz ſtudierte und wollte es ihm entreißen. Aber Vrenili war flinker. Auf einmal wurde Vrenili ganz ernſt und feierlich. Jetzt mußt Du vor die Hütte hinausgehen, mußt um die ganze Hütte herumgehen und horchen und Ausſchau halten, ob niemand kommt. Und wenn Du ganz ſicher biſt, ganz ſicher, dann kannſt wieder hereinkommen, dann zeige ich es Dir. Lenz wollte nicht gehen; hier komme doch wochenlang kein Menſch daher, erſt recht nicht an einem Sonntag. Aber er gehorchte. Vrenili hörte ihn ringsum gehen, hinauf und hinunter. Es legte das Packet auf ſeine Schürze, öffnete die Schnur und das Papier und deckte alles wieder mit den Schürzenzipfeln zu. Lenz kam herein. „Rat noch einmal!“ „Einen Lebkuchen“, ſagte Lenz. „Beinahe“, lachte Vrenili und hielt die Schürze offen hin, „nimm, Lenz, nimm ſo viel Du willſt.“ Lenz blieb erſtarrt ſtehen, ſo ſteif wie eine heilige Brunnenfigur und ſtierte in die Schürze hinein: „Geld?“ ſagte er endlich und rührte ſich nicht, Geld, ſo viel Geld!“ „Nimm, nimm, Lenz, das habe ich Dir gebracht.“ Vrenili drehte ſich um und leerte alles auf ſeinen grünen Sitzplatz aus, „komm, ſchau, ſo komm doch!“ Da lagen Hunderternoten, Tauſendernoten, Gülten und Wertſchriften ein ganzes Häufchen hübſch eingerahmt von jungen Tanngriesäſtchen. Lenz konnte ſich nicht erholen. Da waren Geldſorten, die er noch nie geſehen hatte. Vrenili legte beide Arme um den Hals des verblüfft Daſtehenden, kam mit ſeinem Mund ganz nahe an ſein Ohr und raunte ihm zu: „Lenz, das habe ich Dir gebracht, und jetzt mußt Du mir ſchön gehorchen und alles tun, was ich mir ausgedacht habe.“

Vrenili und Lenz ließen das viele Geld im grünen Oſterneſt liegen, ſetzten ſich zuſammen auf den kleinen Tiſch und nun entwickelte Vrenili ſeinen Plan. „Du haſt mir doch erſt kürzlich wieder geſagt, daß der ſchöne Wald vom Tobel bis zu den hohen Flühen zu kaufen ſei, weil die drei Brüder,

denen der Wald gehört, Streit haben. Jetzt gehſt Du hin, kaufſt den Wald, nimmſt eigene Holzer an und machſt Dich ſelbſtändig. So kannſt Du Holzhändler werden und wir können heiraten." Lenz blieb ſtumm. Vreni fuhr ihm mit der Hand über das Geſicht: „Mach doch nicht ſolche Runzeln, Lenz, freu' Dich doch! Gott hat unſerer Liebe geholfen. Der Onkel Thade hat doch gehalten, was er mir immer verſprochen hat; er hat ſein Teſtament doch nicht zerriſſen, wie er immer viel Vertrauen zu mir, haſt Du mich ſo lieb, Vreni?"

In dieſen kurzen Stunden in der alten Holzerhütte hat ihnen das Leben an Glück zurückgegeben, was ſie ſo unendlich lange entbehrt und ſo weh gelitten hatten.

Wie Vrenilis Kleider naß und trocken werden.

Nicht nur im Hinterbühl, überall im Dorf und im ganzen Tal wurde die Mel-

Die hiſtoriſch bedeutungsvolle und auffallend eigenartige Brücke über den Inn, die das Bündnerland mit dem Tirol verbindet, wurde ein Raub der Flammen

drohte; jetzt nimm und ſchau, daß Dir nicht ein anderer den Wald wegſchnappt." „Himmel, das iſt der ſchönſte ſchlagreife Wald, den ich kenne, aber das geht doch nicht. Ich kann doch von Dir nicht Geld annehmen, Vreni, das wäre ungut." Aber Vreni lachte nur: „Siehſt Du, das iſt dann nicht mehr Dein Geld, iſt auch nicht mehr mein Geld, es iſt und bleibt einfach unſer Geld, Lenz." Er wehrte ſich lange, nicht aber gegen die lieben Küſſe und Zärtlichkeiten, auch nicht gegen die herrlichen Zukunftspläne, die nun plötzlich ſo wunderbar und in die Nähe gerückt kamen. „Haſt Du ſo

dung im Amtsblatt, der Griesli-Lenz habe den Tobel-Wald gekauft, mit Staunen und mit Aufregung diskutiert. Der Familie im Gſpänſti wurden wieder alle böſen Namen angehängt, Hungerleider und Schuldenpack. Aber doch konnte niemand mehr richtige Forderungen vorweiſen. Noch einmal durcheilte eine ſolche aufreizende Nachricht das Tal. Der Griesli-Lenz habe das Gädili und ein Stück Rain dazu gekauft. Die Hochmatt-Bäuerin kam mit dem noch faſt naſſen Amtsblatt ins Gſpänſti hinüber zur Mutter und ſtellte ſie zur Rede. „Unſerein ſtellt man nicht ein einziges Mal eine Taſſe Kaffee

auf und hat hinterrücks so heimlifeiß Geld wie Heu.“ Die Mutter erschrak fürchterlich. Sie hatte doch schon so lange Nächte durchgewacht und gesorgt, weil der Lenz ohne jede Vernunft sich in solche Unternehmungen einlasse. Sie wisse nicht Bescheid. Der Architekt aus der Stadt sei wieder dagewesen, fast eine ganze Woche lang, jeden Tag. Und seitdem habe der Lenz solche unglückliche Ideen im Kopf. Die Bäuerin fragte und bohrte, wollte noch mehr erfahren, aber doch hatte sie es wieder eilig, heimzugehen und zu erzählen, daß der fremde Offizier dahintersteckte und der Lenz nur der Strohmann sei.

Die Tatsache aber, daß Lenz mit vielen Leuten im Tobel-Wald auf eigene Rechnung Holz schlug und daß er das schönste Bauholz auf die Seite schaffte, diese Tatsache war nicht mehr zu übersehen. Auch über die fremden Lastwagen staunten die Leute, die aus dem Tobel-Wald immer wieder große Fuhren Hochstämme brachten und damit ins offene Land hinausfuhren. Den Lenz konnte man nicht gut selber fragen; man sah ihn nie im Dorf, man hätte schon direkt zu ihm ins Gspänsti hinauf oder gar zu oberst in seinen Wald hinauf gehen müssen.

Die Mutter hatte nicht gelogen. Der Architekt war dagewesen. Er war daran schuld, daß Lenz den alten Gaden gekauft hatte. Er war der Mann, der die Hochstämme mit den Lastwagen im Tobel-Wald abholen ließ. Er hatte dem Lenz Geld gegeben für den Kauf am Rain und ließ sich nun mit dem feinjährigen Bergholz bezahlen. Aber seine Pläne gingen noch weiter. Das neue Haus auf den alten Mauern hatte ihm in der Stadt bei der Arbeit keine Ruhe mehr gelassen. Er wollte sich ein Ferienhaus bauen in dieser Gegend. Aber von seinen vielen reichen Bekannten her wußte er, daß solche Häuser in den Bergen oder am See, wenn sie fast zehn Monate im Jahr unbewohnt waren, allen Gefahren ausgesetzt sind. Auf den Lenz, das wußte er, konnte er sich verlassen. Wenn er für den Lenz baute und er einige Zimmer für sich behielt. Oder wenn der Lenz nach seinen Wünschen bauen würde und er ihm für die Ferienzeit einen netten Jahreszins vertraglich zusicherte. Die Mauern waren vorhanden, das Holz konnte der Lenz aus dem eigenen Wald nehmen. So weit gingen die Pläne. Die Mutter wußte davon, und fürchtete sich davor. Jetzt, da endlich die drückenden Schulden mühsam abbezahlt waren, jetzt, da die Kinder schon bald verdienen konnten. Ausgerechnet jetzt, mußte Lenz solche gefährliche Abenteuer unternehmen. Wenn aber in bösen Sturmnächten wieder die Spuk-Angst auf ihr Herz zukam, dann freute sie sich geradezu übermütig an dem Gedanken, einmal in ein anderes Häuschen einziehen zu können.

Nein, die Mutter mußte man nicht ausfragen. Sie konnte so vorsichtig Antworten geben wie ein Advokat. Und schweigen konnte sie, wie eine zehnfach verschlossene Truhe. Sie sagte auch kein einziges Sterbenswörtchen davon, daß einmal das Vrenili vom Hinterbühl da, bei ihr in der Stube gesessen war. In ihren eigenen alten Kleidern da, auf dem Stuhl gesessen hatte. An einem Sonntag gegen Abend vor wenigen Wochen. Und wie sie dahergekommen waren, der Lenz und das Vrenili. Ja, das war eine eigene, interessante Geschichte, die sich zu erzählen schon lohnt: Gehen die Beiden am Sonntag seelenvergnügt in den Wald. Lenz sagt immer in Deinen Wald und Vrenili sagt auch in Deinen Wald und sie einigen sich dann darauf, unseren Wald zu sagen. Jede schlanke Tanne, jedes kunstgerecht geschlagene Holzerkreuz im Strunk muß natürlich bewundert werden. Sie verspäten sich bei dem Geplauder und Gezwitscher und entdecken erst zur Zeit, da Vrenili hätte zuhause sein sollen, daß es auf den Abend zugeht. Vrenili erschrickt und ist untröstlich. Lenz weiß eine Abkürzung, die eine halbe Stunde Weg erspart. Nur müssen sie dabei über den Wasserfall-Bach ohne Brücke hinüber. Natürlich läßt der Lenz nicht zu, daß sein Vrenili sich die Schuhe naß machen könnte. Er nimmt es auf die Arme und es hängt sich ihm nicht ungern an den Hals. So trägt er es von Stein zu Stein über den wildschäumenden Bach. Ein Stein dreht sich unter seinem Schuh, er will springen, gleitet aus und fällt mit samt dem Vrenili in das große Wasserloch. Bis er sich selbst wieder aufgerichtet hat, ist Vrenili vollends untergetaucht. Er kann es nur als flotschnasse

Maus herausziehen. Was nun? So kann Vrenili nicht heimgehen oder an bekannten Leuten vorbei. Lenz nimmt ſein Vrenili bei der Hand und geht mit ihm unter den hohen Flühen durch, den ſchmalen Weg heim ins Gſpänſti.

Wie ſie auf das Haus zugehen, hüllt ſie der Abendnebel ein. So kommt er mit Vrenili zum erſten Mal zur Mutter. Was die für Augen macht. Die Haare hangen dem Mädchen naß in die Stirne, das Mieder klebt an ſeiner Bruſt, die Schuhe flotſchen.

Was werden da in der großen Aufregung für Vorſchläge gemacht. Ins Bett legen, Wärmeflaſchen, Wolldecken, Teetrinken, Schnaps. Aber Vrenili bittet die Mutter lachend, ſie ſolle ihm etwas von ihren Sachen zum Anziehen geben, es wolle dann ſeine Kleider ſchon ſelbſt trocknen, und davon läßt es nicht ab. — Lenz ſchneidet Späne, zündet Feuer an im Herd. Die Mutter rüſtet das Bügeleiſen und macht haſtig überall Ordnung, die Kinder gaffen und lutſchen am Finger. Bald hängen Hemd und Unterwäſche, Rock und Mieder über dem Herd und Vrenili ſitzt am Tiſch in Mutters ſchönſtem Kleid. Wie eigenartig kommt das dem Lenz vor. Vrenili ſieht aus, wie eine Frau. In Kleidern, die er hier in der Stube immer geſehen hat. Und doch iſt es das Vrenili. Jetzt ſteht es noch auf, bläſt die Glut an im Bügeleiſen, legt eine Decke auf den Tiſch und fängt an ſeine Wäſche zu bügeln. Ziſchend ſteigt der Dampf auf. Hurtig gleitet das Eiſen über das Linnen. Lenz findet kaum Worte zu dieſem ſchönen Bild. Die Mutter richtet Tee und ein Abendbrot. Sie ſitzen zuſammen am Tiſch. Aus der Küche kommt der Rauch und der Geruch von naſſem Zeug. Vrenilis Füße ſtecken in des Buben Holzſchuhe. Mit dieſen poltert es über den rauhen Boden, wie wenn es ſchon immer hier ein- und ausgegangen wäre. „Warum biſt Du ſo ſchweigſam, Lenz?“ frägt Vrenili. Er geht zu ihm ihn, er will es vor den Kindern nicht ſagen: „Weil ich ſo glücklich bin.“

So trägt er es von Stein zu Stein

Wie der Vater tobt ...

Nach dieſer Zeit, bekam der Lenz einen Brief vom Vrenili. Er ſolle am Mittwoch abend nach dem Nachteſſen ins Hinterbühl zum Vater kommen. Es habe ſich etwas Furchtbares ereignet. Lenz konnte nicht ſo lange geduldig warten. Er wollte nicht eine weitere Nacht im Ungewiſſen leben. Er ging ſchon am Abend vorher zur Muttergottestanne ob dem Hinterbühl und ſteckte dort eine brennende Kerze auf. Dieſes Zeichen hatte doch Vrenili immer von ſeinem Zimmer aus geſehen. Aber er wartete vergebens. Noch eine Nacht und ein langer Tag ohne eine andere Nachricht, ohne ein Zeichen, was denn vorgefallen ſei. War Vrenili verunglückt und halbtot im Bett oder im Spital? Lenz war ſeit ſeiner „Uifeſtiigete“ nie mehr im Hinterbühl geweſen. Und nun plötzlich dieſe Einladung zum Vater zu kommen.

Lenz ging am Mittwoch ſchon früh von der Arbeit heim. Er zog ſein beſtes Gewand an, ſeinen ſchönſten Hut. Aber er ſteckte nur ein ganz kleines Griesli darauf, das kaum unter dem Hutband hervorſchaute.

Mit klopfendem Herzen kam er auf das Haus zu. Die ſchwere Türe mit den vielen

ſchmiedeiſernen Nägeln ſtand weit offen. Er klopfte an der Stubentüre. „Herein!“ Hinter dem Tiſch ſaß der Vater ganz allein. Lenz ſah den Ernſt in ſeinem Geſicht, ſah auch die Schramme am Kinn, die röter war als die bleiche Haut. „Guten Abend, Herr Gemeinderat!“ ſagte Lenz und blieb ſtehen. Der Vater zeigte ihm mit einer kurzen Handbewegung, wo er ſich an den Tiſch ſetzen ſolle und eröffnete ihm in knappen Worten, daß ſeine Tochter das Geld aus dem Erbe des Onkel Thade nicht, wie er befohlen habe, auf der Bank angelegt, ſondern, wie er eben höre, ohne ſein Wiſſen ihm zu Spekulationszwecken ausgehändigt habe. Er habe mit ſeiner Tochter geſprochen. Sie habe alles eingeſtanden. Sie ſei volljährig und könne über ihr eigenes Vermögen nach eigenem Willen verfügen, ſo ſtehe es im Geſetz. Er als Vater aber, fühle ſich verantwortlich dafür, daß ſeine Tochter nicht leichtſinnig mit ſolchen Vermögenswerten umgehe. Ob er, der Lenz zugebe, daß er das Vreneli zu dieſen Spekulationen verlockt habe. Lenz gab zu, das Geld für den Waldkauf angenommen zu haben, verſchwieg aber, daß er erſt auf das heftige Drängen Vrenilis zu dieſem Unternehmen einverſtanden war. „So“, ſagte der Vater trocken, „das iſt aber nicht alles. Entfernte Verwandte, die auswärts wohnen, haben das Teſtament angefochten. Das Gericht hat nun verlangt, daß bis zum Urteil die umſtrittene Erbſumme mit Franken und Batzen und jede Gült hinterlegt wird.“ Dem Lenz fuhr es wie ein Blitz durch den Kopf und in die Bruſt hinab. Er blieb regungslos ſitzen und ſtarrte auf die Tiſchplatte. „Was ſagſt Du jetzt dazu?“ fragte der Vater hinter dem Tiſch. Lenz blieb ſtumm. „Red jetzt, Du haſt wohl auch ſchön reden können, bis Du das Geld gehabt haſt.“ Lenz fühlte ein heftiges Würgen in der Kehle. Die Verſuchung ſtieg in ihm hoch, alles der Wahrheit nach zu erzählen und ſich reinzuwaſchen. Während ſeine Gedanken mit einander im Kampfe lagen, hörte er den Vater ſagen: „So ſind ſie die Herren Gauner, wenn es dann ſchief geht, dann bleiben ſie ſtumm. Sag Deine Meinung.“ Lenz ſchaute auf. Nur ein kurzer Augenblick lang kam ihm der Zorn in die Adern, nur ſolange bis er ſpürte, wie ſein Kopf vom Hals her rot wurde. Dann fragte er ruhig: „Kann das Gericht ſo ſpät noch das Hinterlegen jeder einzelnen Gült verlangen. Dieſen Entſcheid kann man wohl auch anfechten, ſo gut wie das Teſtament.“ Der Vater ſchaute verblüfft auf. Dieſe Antwort hatte er nicht erwartet. Lenz nahm unterdeſſen ſein dickes Notizbuch aus der Taſche, das ſeine ganze Buchhaltung enthielt. „Der Wert des Geldes, der iſt immer noch da. Ich habe mit dem Geld bis jetzt nicht ſchlecht gearbeitet. Es iſt wohl jetzt ſchon bedeutend mehr da.“ Lenz ſtand auf, legte ſein Rechnungsbuch offen auf, beugte ſich über den Tiſch und erklärte dem Vater ſeine Holzſchläge, ſeine Lieferungen, ſeine Forderungen, die Löhne und zeigte auch den kleinen Holzerlohn, den er bis jetzt für ſich genommen. Er zeigte auf eine vordere Seite im Buch: „Den Wald habe ich ſo nicht zu teuer bezahlt, das könnt Ihr ſelber bewerten.“ Der Vater mußte ſich jetzt doch herbeilaſſen, in das Notizbuch hineinzuſchauen. Nachdem er dann die ordentlichen Zahlen verglichen und ein paar Mal „mmh“ und „ſo“ gemacht, wagte Lenz zu ſagen: „Ich habe nicht für mich gearbeitet. Ich habe in Vrenilis Wald und für Vrenilis Vermögen geſchafft und bin immer bereit, das zurückzugeben, wenn das Vreneli es zurückverlangt.“ Der Vater zuckte hoch, da Lenz das Wort Vreneli ſo beſtimmt und ſcharf ausſprach. Aber dann verſenkte er ſich wieder in die Zahlen. „So iſt alſo nicht alles verloren, wie ich gedacht habe“, meinte der Bauer etwas verſöhnlicher. Und der Lenz gleich darauf: „Wenn Ihr die Zahlen richtig zuſammenſtellt und zählt, dann ſeht Ihr ſelbſt, daß da allerhand gewonnen iſt.“

Der Vater lehnte ſich zurück, verſchränkte die Arme, ſchaute mit durchdringendem Blick dem Lenz in die Augen: „So, und wie kannſt Du jetzt das Geld herbringen und hinterlegen? Lenz ſetzte ſich auf den Stuhl: „Das kann ich nicht.“ Dann brach die ganze zurückgehaltene Wut aus dem Bauer aus: „So, das kannſt Du nicht. Aber an den Häuſern hinaufklettern kannſt Du. Mit den Schuhnägeln einem im Geſicht herum trampen kannſt Du. Dem Mädchen den Kopf verdrehen kannſt Du. Das Geld hinter des Va-

ters Rücken herausſchwindeln kannſt Du. Was kannſt Du noch?“ Lenz ſah dem Vater in ſeinem fürchterlichen Zorn hart ins Geſicht. Er fühlte, wie ihm die Beleidigungen wie Fauſtſchläge ins Geſicht fuhren. Nur jetzt nicht brüllen oder flennen. Er ſah im Flimmer vor ſeinen Augen Brenilis liebes Geſicht, ganz nahe vor ſich und ſo lieb, als ob es ihn bitten wollte, jetzt nicht böſe zu werden. Er grub ſich in ſeiner Fauſt die Fingernägel in die Handballen und ſagte ſchließlich: „Arbeiten kann ich. Zu meinen Worten ſtehen kann ich. Eine arme Familie durchſchleppen kann ich.“ Der Vater ſteht von der Bank auf, ſtemmte die Fäuſte auf die Tiſchplatte und wollte losbrüllen. Lenz ſprang auch auf, ſein Stuhl fiel hintenüber. Doch, als ob dem Vater plötzlich ein neuer Gedanke gekommen ſei, ſagte er: „Lenz, geh jetzt, ſonſt gibts ein Unglück. Geh, ich gebe Dir wieder Bericht.“ Lenz drehte ſich um. An der Türe ſchaute er noch einmal zurück und ſagte: „Alſo, gut Nacht.“ Dann ging er aus dem Haus, in die Nacht hinein. In tiefen Zügen nahm er die kühle Nachtluft in ſich auf. Mit feſten Schritten ging er den Weg hinab. Wild wirbelten ihm die Gedanken im Kopf. Und irgendwie war eine Freude dabei, darüber, daß er ſeinen Zorn hatte meiſtern können.

„Mutter, mir geht es ſchlecht!“

Ennet dem Dorf, wo der Weg am Wald vorbei gegen das Gſpänſti hinauf geht, blieb er ſtehen, nahm den Hut ab, warf das winzige Tanngriesli weg und ſteckte ſich ein neues auf, ein großes, das drei Zweigli über den Hutgupf hinaufſtreckte. Am Weg hinauf ſagte er laut vor ſich hin: „Und wenn auch, was ich Schönes mit dem Brenili erlebt habe, iſt jeden Kampf wert. Und ſeine Liebe lebt weiter, das weiß ich gewiß.“ Leichter und ſchneller ſchritt er bergan.

Und wie die Mutter hilft.

In der Stube im Gſpänſti brannte noch die Lampe. Da er das Licht hinter den ſchiefen Fenſtern ſah, wurde ihm die ganze Armſeligkeit ſeiner Familie und Wohnſtatt wieder bewußt. Sollte nun alles nur ein Traum geweſen ſein? Sollte er wieder hier, ohne jede Hoffnung auf eine beſſere Zeit, weiterleben? Und plötzlich dachte er auch: Was ſoll nun morgen ſein? Kann ich noch in den Wald? Oder muß ich meine Holzer heimſchicken?

Lenz trat in die Stube ein. Die Mutter ſaß wie immer am Abend über ihre Näharbeit gebückt. — Sie hatte kaum Zeit aufzublicken und ihn zu begrüßen. Lenz ſetzte ſich auf einen wackeligen Stuhl, überall lagen und hingen fertige und halbfertige Ueberkleider. Eine hölzerne Lokomotive, die er einmal für Tonili gezimmert hatte, lag kaputt am Boden. Die Lampe rußte. Soll es nun immer ſo bleiben? Er ſtützte die Ellbogen auf die Knie, verſchränkte die Hände und ſtarrte auf den Boden. Die Mutter ſchaute einige Mal verſtohlen zu ihm hinüber, ſagte aber nichts. Nur ihre Lippen bewegten ſich unaufhörlich. Lenz, der ſtarke, ſtämmige Lenz, der beſte Holzer weit im Tal, der waghalſige unerſchrockene Kerl, weinte. Aus ſeinen weit offenen Augen rannen Tränen, fielen auf ſeine Hände und auf den ſchmutzigen Boden hinab: „Mutter, mir geht es ſchlecht!“ Die Mutter legte die Arbeit vor ſich auf den Tiſch. Sie, die ihm immer abgeraten, die immer gewarnt und ſchwarz geſehen hatte,

ſie tröſtete jetzt ihren großen Sohn: „Du darfſt das Vertrauen nicht verlieren. Wer hat uns in unſeren böſeſten Zeiten geholfen, hat uns Schritt um Schritt aus den Schulden und der Schande hinausgeführt? Der liebe Gott! Der hat es gegeben, der kann es auch wieder nehmen. Er kann uns an einem Tag reich machen oder bettelarm. Mußt alles ihm überlaſſen. Aber das Vertrauen auf ſeine Güte und Liebe und Barmherzigkeit darfſt nicht verlieren, Lenz. Er hat Dir ein übergroßes Glück zugemeſſen. Jetzt will er ſchauen, ob Du dem gewachſen biſt.“ Solche Worte hatte Lenz nicht erwartet. Er hatte geglaubt, ſie werde ihm ſagen, daß ſie immer dagegen geweſen ſei, er ſolle jetzt ſchauen, wie er allein fertig werde. Und trotzdem hatte er mit ihr reden müſſen, hatte alles ſagen und erzählen müſſen. Weil er mit ſo viel Unglück einfach nicht mehr allein fertig werden konnte. Nun vernahm er ſolche Worte.

Dieſe abgehärmte, vom Leiden und von der zuvielen Arbeit früh alt gewordene Frau, bewies mehr Lebensmut als der junge, kraftſtrotzende Mann, zeigte eine unerſchütterliche, innere Kraft. Lenz war um dieſe unerwartete Hilfe unendlich froh. Er zog ſeinen Stuhl an den Tiſch, ergriff der Mutter müde Hände und deckte ſie in ſeine breiten Pratzen ein. Ein Gefühl von heißer Dankbarkeit ſtrömte in ſeiner Bruſt. Er fragte: „Und morgen, was meinſt Mutter, was ſoll ich morgen tun? Soll ich in den Wald gehen, in meinen, in Vrenilis Wald?“ Sie überlegte nicht lange. Schlicht und einfach legte ſie ihre Meinung dar: „Du haſt nichts zu verſtecken. Geh in den Wald und ſchaffe ſo weiter, wie wenn nichts geſchehen wäre. Arbeite ſo, wie wenn Du der Verwalter von Vrenilis Gütern wäreſt, weißt, ein guter Verwalter. Und all das andere laß unſeren lieben Gott machen. Kannſt ſicher und ruhig ſein, er macht es gut. Beſſer als Du und ich es ausdenken könnten.“

„Ich danke Dir, Mutter. Du haſt mir den rechten Weg gezeigt, Du gute Mutter.“

Von Flammen und Schreien

Im ſchönen Haus Hinterbühl, das von ſeinem prächtigen Auslug ſo weit ins Tal hinaus einen währſchaften und bodenſtändigen Anblick bietet, tobt eine entſetzliche Aufregung. Aus der Mädchenkammer gellten fürchterliche Schreie. Leni, die Magd, rüttelt an der verſchloſſenen Türe. Mutter und Sohn eilen von der Matte auf das Haus zu. Man ruft den Vater, ruft immer wieder und denkt nicht daran, daß er am Morgen ſchon ins Dorf gegangen. Ein Geruch von verbranntem Zeug dringt aus dem verſchloſſenen Zimmer und immer wieder die nervöſen Schreie. „Mach doch auf“, ruft Leni die Magd in großer Angſt. Endlich können ſie eintreten in das Zimmer, in den Qualm und Rauch. Ein halbverbrannter, abgeriſſener Vorhang liegt am Boden, ein geplatzter Brennſpritapparat und auf der braunverbrannten Bettdecke eine Brennſchere. Elſi, mit aufgelöſten Haaren, ſteht vor dem Spiegel, hält ſich den Kopf und ſchreit und jammert. Der Aermel ſeiner Bluſe iſt halb verbrannt, das Tiſchtuch und das Schreibzeug, die Statue und die Kölniſchflaſche liegen am Boden. Die Mutter öffnet das Fenſter, überſchaut die abgewendete Gefahr und meint: „Iſt nicht ſo ſchlimm.“ Da dreht ſich Elſi um und ruft: „So ſchau mich doch an!“ Entſetzlich! Die linke Seite ſeines Geſichtes, von der Stirne über das Auge und die halbe Backe, iſt eine große Brandwunde. Furchtbar ſieht Elſis Geſicht aus. Nun rennt Leni und holt Mehl, Oel wird verlangt. Elſi wird in die Kiſſen gebettet. Was ſoll man tun? Wenn doch nur Vrenili da wäre. Vrenili wüßte, was am meiſten kühlt, was am beſten und am ſchönſten heilt. Die Tränen rinnen ihm in die Wunden und brennen noch mehr. Der Bruder muß dem Arzt telefonieren. Von heftigem Schluchzen unterbrochen erzählt Elſi, was ſich zugetragen hat. Es wollte ins Dorf gehen, um einzukaufen und vorher noch ſchnell ſeine Haare richten, von der Wäſche geſtern, waren ſie glanzlos und gſtabelig. Während es mit der heißen Brennſchere die Locken drehte, muß etwas auf den Spritapparat hinuntergefallen ſein. Ein Knall, eine Flamme! Elſi erſchrack, ließ irgendwie die Brennſchere fahren, ſie blieb in den Haaren hängen. Der Vorhang brannte, das Tiſchtuch brannte. In dieſer Sekunde war es geſchehen. „Wie lange geht das, bis man die Wunden nicht mehr ſieht?“

frägt Elſi aus ſeinen Schmerzen und aus dem Schluchzen heraus. „Was weiß ich", ſagt die Mutter, „mußt den Doktor fragen. Wenn nur der Doktor bald käme. Sei Du jetzt nur ſchön ruhig, daß es dem Auge nicht ſchadet und die Wunde nicht gereizt wird." Vorſichtig zieht ſie ihm die Kleider aus und packt es vollends ins Bett, macht Ordnung im Zimmer, erſetzt den verbrannten Vorhang. Alle Augenblicke ſchaut ſie aus dem Fenſter auf die Straße hinunter, ob nicht das Auto mit dem Doktor komme.

Lange müſſen ſie warten, bis zum Abend. Denn der Arzt iſt bei einer ſterbenden jungen Mutter hoch oben am Paßweg.

Vreni li muß von ſeiner Pflege heimkommen und mit viel Geduld und Zartgefühl ſeine Schweſter betreuen und tröſten. Tauſend Mal am Tag frägt Elſi, wie die Wunde ausſehe. — Immer wieder ſagt Vreni li, daß der Arzt geſagt habe, man dürfe den Verband nie ganz wegnehmen, es dürfe keine Luft dazukommen. — Mäuschenſtill liegen, mit einem Auge an die Decke ſtarren, ſchwere Gedanken wälzen viele, viele Tage lang. Das iſt für Elſi die Hölle.

Zwiſchen Kammer und Stube im ſchönen Nidwaldnerhaus

Photo L. von Matt

Von angſtvollen Augen, die aus dem Dunkel ſtarren.

Wiederum rennen im Hinterbühl die Leute ums Haus. Wiederum hört man Rufen nach dem Vater, nach dem Bruder. Wiederum erfaßt eine fiebrige Aufregung das ganze Haus. Vreni li iſt am Morgen in Elſis Zimmer gekommen. Kiſſen und Decke zerwühlt, Elſis Verband am Boden, der Spiegel zerſchlagen auf dem Tiſch, Kleider ringsum verſtreut. Elſi war fort. „Oh Himmel, es hat ſich ein Leid angetan!" war Vrenilis erſter Gedanke.

Was nützen Rennen und Reden, Rufen und Jammern. Wo ſoll man ſuchen? Wen ſoll man fragen? Und die Leute? Was denken die Leute? Hundert Vorſchläge fallen, hundert Entſchlüſſe werden gefaßt und verworfen. Man kann doch nicht die Polizei, das Radio alarmieren. So kommt ja alles aus!

Der Vater geht, der Bruder geht. Die Mutter ſucht. Nach dieſem langen unſeligen Tag und einer ſchreckenvollen Nacht geht Vreni li vor dem erſten Morgengrauen ins Gſpänſti hinauf und erzählt alles dem Lenz. Er ſagt, er habe geſtern vom Wald aus, auf der gegenüberliegenden Bergſeite gegen die hohe Blangge zu, einen Menſchen hinaufſteigen geſehen. Er habe noch gedacht, ſo ohne Maß und haſtig, kommt er nicht weit. „Kann nicht ſagen ob es ein Mann oder ein Weibervolk geweſen iſt, es war zu weit weg, und ich hatte nicht Zeit lange zu ſchauen." Vreni li bittet ihn, auf die Suche zu gehen. Die hohe Blangge, das wäre auf den Paß zu ins Ennertal. Wenn es dorthin zur Tante hinüber gegangen wäre. Aber man hatte ihr ſchon telefoniert, noch am ſpäten Abend.

Lenz packt ſeinen Rucksack, gießt vom Frühſtück Milchkaffee in eine Flaſche, nimmt

Tee und Schnaps, Käſe und Brot und Kerzen mit, eine Wolldecke und das Seil. Lenz will allein gehen. Er ſteigt geradenwegs zutal und dann durch ein Tobel und den Wald gegen die hohe Blangge hinauf. Halb am Berg oben bleibt er ſtehen, ſchaut weitum hin, dreht um und geht wieder zurück. Weiter unten biegt er ab. Dort kommt er zu einem kleinen Haus. Er geht hinein und fragt, ob der Hund da ſei. Es iſt das Häuschen eines ſeiner Arbeitskameraden. Er packt noch ein Stück geräucherten Speck ein, befiehlt der Frau, niemanden etwas zu ſagen, nimmt den Hund an die Leine und verſchwindet wieder. Die Frau ſchaut ihm lange nach, ſchüttelt den Kopf. Ob nun der Lenz ins Bannbiet wildern geht? Habe noch nie etwas gehört, daß der Lenz jagt. Das kann ſie nicht verſtehen. Sie wird ihn nicht verraten.

Lenz ſteigt wieder den Weg hinauf, den er gekommen iſt und dann weiter. Nach einigen Stunden ſind ſie ſchon vertraut, der Hund und der Lenz. Sie halten Raſt und teilen ihr Eſſen. Lenz ſucht mit den Blicken jede Mulde, jeden Waldrand, jede Böſchung ab. Der Hund ſchnuppert, tänzelt, ſchwänzelt und bellt. „Du ſollſt nicht Mäuſe ſuchen, Waldi. Wir müſſen einen Menſchen ſuchen.“ Dann gehen ſie wieder.

Einſam iſt es hier oben und kalt. Das Vieh iſt ſchon längſt von den Alpen gezogen. Verſpätete warme Tage haben den Schnee wieder über die Waldgrenze hinauf getrieben. Nur zwiſchen den großen Steinen liegt er noch und in den Mulden, wo er zu Haufen geweht war. Dort findet Lenz die Spur. Elſi hat nicht weit gehen wollen, denkt Lenz, mit Sonntagsſchuhen. „Such, Waldi ſuch!“ Lenz zieht ſeinen Tſchoppen an. Waldi rennt hin und her, die Naſe am Boden. Sie kommen über hohe Felſen, Waldi wittert hart am Rand. Wieder ſind Spuren der kleinen Schuhe im Schnee. Auf und ab, auf und ab über den zackigen Grat. Sie kommen zu einer eingeſchloſſenen Senkung. Hier ſind die zarten Spitzen der Gräſer weitum zertrampelt. Waldi rennt ringsum, da hinaus, dort hinaus und wieder zurück. Hier hat es lange gelegen, denkt Lenz. Der Hund ſpringt weg, verliert die Spur, kommt wieder zurück, rennt wieder fort und dann weiter.

Nebel ſteigen ihnen nach. Die Sicht wird ſchlecht. Nur mehr langſam kommen ſie voran. Immer wieder bergab und wieder zurück. Lenz bleibt ſtehen und horcht in den Nebel und in den Wind hinein. Das Krächzen der Vögel, weit weit unten Herdengeläute, ſonſt nichts. Die Dunkelheit ſinkt in den Nebel hinein.

Sie kommen zu einem Alpſtall. Waldi bellt und rennt, ſpringt an der Türe hoch. Lenz bindet den Hund an und geht in das Dunkel hinein. „Iſt jemand da?“ Keine Antwort. „Waldi, ſei ſtill!“ Lenz macht Feuer. Wie das Streichholz aufflammt, hört er einen Ruf: „Jeſſes, der Lenz!“ Er geht näher, mit dem zweiten, dem dritten Streichholz bis in die hinterſte Ecke. Und wie es ausſieht, das Elſi, im flackernden Licht! Auf dem Barnen ſitzend, die Haare zerzauſt, frierend und bleich, nur leuchtend rot im Geſicht die Brandnarbe.

Elſi beugte ſeinen Kopf und barg ſein Geſicht in den Händen. „Ich bringe Dir einen Gruß vom Vreniſi“, ſagte Lenz. Keine Antwort. Er ſtellte den Rucksack auf den Boden, packte aus, zündete eine Kerze an, ließ Wachstropfen auf den Barnenrand neben Elſi fallen und klebte die Kerze drauf. „Magſt etwas trinken?“ Keine Antwort. Lenz kratzte Miſt und Streue vom Boden weg, holte Holz und Späne und blies ein Feuerlein an. „Wirſt wohl kalt haben?“ Er ſuchte nach einem Fenſter, um einen Rauchabzug zu machen. Er fand eine Taſſe und fegte ſie am Brunnen ſauber. „Vielleicht brennt Dich der Rauch auf der Backe?“ Elſi ſchaute auf und ſagte mit tonloſer Stimme: „Nein, es iſt ſo geheilt.“ Dann ſchaute es zu, wie er Brot ſchnitt, die Taſſe voll Milchkaffee über dem Feuer wärmte, den Käs bratete. „Magſt?“ Gierig griff Elſi darnach.

Erſt da es ſeinen großen Hunger geſtillt hatte, begann Lenz zu eſſen; dann gab er dem Hund und nahm ihn herein. Er legte Holz auf die Glut. „Wir müſſen einen Gluthaufen haben für die Nacht, ſonſt iſt es zu kalt für Dich.“ Lenz holte Streue, ſchüttete für Elſi ein Lager auf an der Wand, legte ihm die Wolldecke um: „Da kannſt Dich hin-

legen und ausruhen. Ich achte dann auf das Feuer.“ Waldi legte ſich dem Lenz vor die Füße. Kniſternd flogen die Gneiſten in den Rauch, und die Flammen zappelten. „Man ſollte nicht mit ſo feinen Schuhen z'Berg gehen.“ Zögernd kam es von Elſis Lippen: „Ich wollte nicht z'Berg gehen. Ich wollte verunglücken — — —, von einem Felſen fallen — — —, oder mich ertränken im See — — im Ennertal — — —. Aber ich hatte nicht den Mut.“

„Du ſollſt Dich hinlegen, frierſt weniger im Stroh.“ Elſi bewegte ſich nicht. Nur ſeine Augen ſchauten den zappeligen Flammenſpitzen zu und dem Atmen der Glut.

„Und jetzt habe ich hier warten wollen, bis ich vor Hunger ſterbe.“ „Haſt einen guten Schutzengel, Elſi. Ich habe Deine Spur verfolgt ob den Flühen. Du mit dieſen Schühlein. Er muß Dich ſchon gut gehalten haben.“ — Lange kein Wort. Dann auf einmal brach ein ganzer Redeſtrom aus dem Mädchen hervor:

„Aber daheim hat mich der Schutzengel nicht behütet, da ich mich verbrannt habe.“ In kurzen heftigen Sätzen erzählte Elſi ſeine ganze Geſchichte, vom Schrecken, bis hieher. „Ich kann nicht mehr leben . . . Ich kann nicht mehr leben . . . Ich kann nicht mit dieſer Fratze vor die Leute . . . Mein Schatz wird mich verlaſſen... Ich haſſe das Leben!“ Lenz nahm Elſi bei den Schultern: „Komm, ſteh auf, leg Dich hier in die warme Streue. Ich decke Dich ſchön zu. Ich mache Dir noch einen Tee zum Schlafen.“ Elſi gehorchte. Lenz kniete vor das Feuer und bereitete den Tee. Und über die züngelnden Flammen hinüber ſprach er: „Du haſt bisher von allem genug und viel gehabt, übergenug. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie es iſt zu leben, wenn man nichts zum Prahlen und Rühmen hat. Meinſt, das Glücklichſein könne nur mit Schönheit und Reichtum verbunden ſein. Elſi, da weiß ich mehr als Du. Elſi, ſchau einmal mich an. Seit ich auf der Welt bin, habe ich nur Not und Hunger und Verachtung gekannt. Aber ich glaube nicht, daß Du je im Leben auch nur einmal ſo glücklich geweſen biſt wie ich.“ Nun hoben ſich aus dem Stroh die ſchwarzen Haare und das Geſicht mit großen, fragenden Augen: „Ja, biſt Du denn glücklich, Lenz?“ „Ja, ſo glücklich, wie Du es nie verſtehen kannſt.“ So begann ſeine Geſchichte. Und da er am Schluß lange ſchwieg, wurden Elſis Atemzüge ruhiger und kam der Schlummer über das unglückliche Mädchen.

Er geht mit ſeinem flackernden Streichholz näher

Am Morgen weckte der Duft von Bratkäs und das Kniſtern des Feuers oder vielleicht auch der beißende Rauch die müde Schläferin. Die faſt bis zum Wahnſinn geſteigerte Angſt war gemildert. Elſi bat den Lenz, mit ihm zu kommen, heim, bis in die Stube hinein und nicht von ihm wegzugehen. Es habe nicht die Kraft, allein zu gehen.

So kam es, daß Lenz wiederum auf das Hinterbühl-Haus zuging, wiederum durch die mit Ziernägeln geſchmückte Türe eintrat und in der ſchönen großen Stube ſaß.

Wenn Gott ſelber hilft.

Im Winter ſah man die Gerichtsherren auf das Rathaus zur Sitzung gehen. Dort hatten ſie über des Brunnen-Thades an-

gefochtenes Teſtament zu entſcheiden. Und ſie entſchieden gut.

Im Winter ſah man einen Maurer am alten Gaden am Rain die Mauern flicken.

Im Winter ſah man beim Sägewerk am Waſſer dicke, ſchwere Balken aufſchichten, prächtiges, im letzten Winter gefälltes, feinjähriges Rottannenholz.

In den erſten Frühlingstagen brach der Föhn über die Berge herein, brach in den Matten und an den Waldrändern die erſten Blumen auf, machte den Schnee krank an den Hängen und in den Höhen. Tagelang brummte er über den Gletſchern, malte den blauen Himmel grün, drückte auf die Kamine im Tal und auf das Gemüt der Menſchen. Nächte, in denen das Vieh unruhig wird und die kleinen Kinder ſchreien. Seit Menſchengedenken war nie ſo viel Schnee auf den Alpen und Triften gelegen. Am Sonntag während dem Gottesdienſt brach die Lawine los ob den hohen Flühen. Das Donnern übertönte das Singen. Die Fenſter klirrten und knackten im Blei, der Luftdruck war ſo ſtark, daß die Glocken anſchlugen. Aengſtlich ſchauten ſich die Frauen an, ſtärker wurde das Beten der Männer. Wo bricht da der Wald? In welchen Beſitz wälzen ſich die verheerenden Maſſen? Trifft es Dich? Trifft es mich? „Erbarme Dich unſer, o Herr!“ Kaum begannen die Glocken den Gottesdienſt auszuläuten, kaum öffneten ſich die Kirchtürflügel, war die Botſchaft ſchon da, war ſchon in aller Leute Mund.

Die große Lawine iſt bis ins Tobel hinunter gefahren, hat den ganzen Graben aufgefüllt; ſie hat den ganzen Wald ob den hohen Flühen radikal zuſammengeriſſen. Sie liegt im Wald vom Griesli-Lenz.

So iſt das Leben in den Bergen. Ein Wildbach kann ein blühendes Heimen in einer Nacht verſcharren. Der Blitz kann ein Haus auflodern laſſen. Der Bergrutſch kann Saat und Ernte und den guten Grund forttragen. Der Sturmwind kann in den Wald einbrechen, das Haus umſtoßen, die Dächer forttragen. Die Lawine kann Hab und Gut erdrücken, kann aber auch ein Vermögen bringen. Denn was die Lawine bringt, gehört nach Recht und Geſetz dem, auf deſſen Boden ſie liegt.

Im Wald des Griesli-Lenz lag haushoch, zu unterſt im Tobel vielmal haushoch Schnee und Geröll, Steine und Dreck, aber auch Holz. Ein ganzer großer Wald lag da übereinander im Lawinenſchnee. Lenz mußte viele Arbeiter dingen, mit Drahtſeilen und Winden und Motoren ſchafften und werkten ſie. Bis in den Sommer hinein rann das Waſſer aus dem Lawinenſchnee, bis in den Herbſt hinein fuhren die Laſtwagen jeden Tag und oft bis in die ſpäte Nacht mit Holz aus dem Tobel ins Land hinaus.

Lenz ſchuftete ohne Unterbrechung. Und das zu einer Zeit, da er gerade zwei Arbeitsplätze zu beaufſichtigen hatte: Seinen Wald und ſein Haus.

Sein Freund, der Architekt, wollte im Herbſt zum Lenz ins neue Haus in die Ferien kommen. Daß er vor lauter Arbeit im Wald nicht beim Abbinden und Aufrichten ſeines eigenen Hauſes mithelfen konnte, das war ſein einziger Schmerz. Aber etwas hatte er ſich ausbedungen. Er wollte den Firſtbalken aufziehen und aufſetzen. Und auch die geſchmückte Tanne ſteckte er ſelber auf. Zu äußerſt am Firſt nagelte er das Tännchen an, daß die bunten Streifen und Blumen im Winde flatterten. Einen herzensfrohen Jauchzer ließ er in den blauen Himmel hinaufſteigen. Dann brach er ein pralles Zweiglein von dieſem Tanndli ab und ſteckte es auf ſeinen Hut. Die Zimmerleute und Handwerker, die von unten zuſchauten, riefen: „Hoch! Hoch! Bravo! Ein Hoch dem Griesli-Lenz!“ Er ſtand kühn auf dem hohen Balken, ſchwenkte ſeinen Hut und jauchzte noch einmal.

Die Handwerker hatten das neue Haus am Rain, das ſo freundlich und urchig von der Höhe auf das Tal und in die Berge hinein ſchaute, verlaſſen. Die Fenſter blitzten in der Sonne. Die Lauben ragten breit auf beiden Seiten hinaus. Gwätti und Klebdächli warfen ein luſtiges Schattenſpiel. Fünf Männer kamen den Weg hinauf, Herren und Bauern. Lenz begrüßte ſie vor der Stiege, die Herren von der Güterſchatzungskommiſſion. Der letzte, der zu ihm trat, war der Hinterbühl-Melk. „Guten Tag, Herr Gemeinderat“, ſagte Lenz freundlich. „Guten Tag, Lenz. Biſt mager“, meinte der Melk

trocken. „Ich weiß. Es ſoll vom Frühling an beſſer werden. Man hat's mir verſprochen." Die andern waren ſchon vorangegangen. Trampten mit den ſchweren, ſchmutzigen Schuhen auf den weißen Tannenböden herum, gingen durch alle Zimmer, ſtreckten das Metermaß innen und außen herum. Sie befühlten die Wände, klopften an Bretter und Mauern. Schritten durch die obere Türe hinaus und gewichtig ums ganze Haus herum. „Willſt nicht malen?" frug ein anderer. Dann ſtiegen ſie in den Eſtrich hinauf, klopften das Kamin ab und kamen zuletzt in die Stube. In den leeren Zimmern konnten ſie nirgends ſitzen. So ſtanden ſie mit ihren Notizbüchlein in der großen Stube herum und rechneten. Dort ſtand ein breiter, behäbiger, grüner Kachelofen. Eine Kachel war beſchrieben. — Der Präſident der Kommiſſion ging dorthin und las laut den Spruch vor, der in den heimeligen Ofen eingebrannt war:

Der ſchönſte Schmuck im Nidwaldnerhaus
Photo L. von Matt

Häb Fiir und Gluet
wohl i dr Huet.
Tue d'Chelti wehre
de Heilige z'Ehre:
Loränz und Verene.

„Du, Lenz", ſagte der Präſident, „das ſollte Agatha heißen, oder Barbara, das ſind Schutzheilige gegen die Feuersbrunſt. Warum haſt Du da Verena geſchrieben? Das iſt nicht richtig." „Doch, doch, Herr Präſident, das iſt ſchon richtig. Ich weiß es ganz genau." „Nein, nein, das kann nicht ſtimmen. Da muß ich doch zuhauſe in der Heiligenlegende und im Kalender nachſchauen, oder was meinſt Du, Melk?" frug er den Hinterbühl-Bauer. Dieſer kratzte bedächtig an ſeiner Narbe am Kinn: „Der Lorenz ſtimmt, das weiß ich, aber ob die Verena ſtimmt, da muß ich ſelbſt auch noch zuhauſe nachfragen. Aber ſchließlich wird ja die Einſchätzungsſumme dadurch nicht höher oder tiefer." Dann rechneten ſie wieder weiter und gingen dann fort. Der Lenz aber kam wieder zurück, ſtreichelte liebevoll den ſchönen Ofen, blieb vor der Spruchkachel ſtehen und ſagte feierlich:

„Ganz ſicher, es iſt die Verena, ich weiß es gewiß."

Viermal Einzug.

So war aus dem alten Gaden am Rain das ſchöne Haus am Rain geworden. Stand da als wertvoller Schmuck, wie aus dem Boden gewachſen, ſo bodenſtändig und währſchaft auf dem weit herum ſichtbaren Auslug und war nun zum Einzug bereit. Zuerſt zog in das neue Haus der liebe Herrgott ein. Der Prieſter aus dem Dorf ſegnete den Eingang, durchſchritt alle Zimmer, beſprengte alle Räume. Lenz trug ihm den Weihwaſſerkeſſel nach. Feierlich, mit der Stola bekleidet, ſprach der Prieſter die heiligen Worte. Die weißen Haare umrahmten ſein würdevolles Geſicht. In der Stube war ſchon das Kruzifix aufgehängt. Das war das Erſte und noch das Ein-

zige, was aus dem Gſpänſti gezügelt worden war.

Der Prieſter ſchaute den Lenz an, tauchte den Wedel noch einmal ein und gab dem Lenz einen tüchtigen Sprutz, ſo daß er von oben bis unten glitzerte: „Will Dir auch noch einen kräftigen Segen geben, Lenz“, ſprach der alte Prieſter, „damit Du leichter auf Deinem guten Weg voranſchreiten kannſt. Siehſt Du, jetzt ſteht wieder ein „Griesler“ und ein Pfarrer beieinander. Einmal war es Dein Großvater und mein Vorgänger, Du weißt es und die Leute reden heute noch davon. Es war ein weiter Weg und ein elender und mühſamer Weg bis zu dieſem neuen Haus, wieder zu Ehr und Anſehen. Daß Gottes Ehr hier immer vorangehen möge.“ Und er ſegnete ihn.

Der zweite Einzug ging mit einfachen Mitteln vonſtatten. Ein Rinderzug, ein Schlitten und junge kräftige Hände und Arme brachten über die noch grünen Matten den ärmlichen Hausrat vom Gſpänſti her. Das windſchiefe Kanapee gnappete und gampfete obenauf. Die alte Kommode und der bemalte Schrank, an dem die Schuhnägelſpuren aller Kinder und früheren Generationen zu ſehen waren, ſtanden etwas dumm auf dem glatten, neuen Boden und ſtachen von den weißen Holzwänden übel ab. Aber die Mutter ſah das nicht. Sie ſtreichelte die Türpfoſten und Wände wie liebe Tiere. Sie ſtaunte in der Küche über den neuzeitlichen Herd. Ihre Hand glitt mit Wohlgefallen über das fein geſchliffene Stiegengeländer. Und die Fenſter, die ſich mit einem einzigen Griff öffnen und ſchließen ließen und dann wirklich zu waren, konnte ſie nicht genug bewundern. „Da kann ich ja auch im Winter direkt in der Nähe des Fenſters ſitzen beim Nähen, die laſſen gewiß kein Lüftlein kalte Luft mehr herein.“ Sie ſetzte ſich auf das krachende, ächzende Kanapee und ſchaute ringsum in die Stube und durch Türen und Fenſter: „Lenz, mein lieber Lenz, daß ich das noch erleben durfte! Jetzt danke ich Dir, wenn ich ſchon immer abgeraten, gewarnt und gejammert habe. Welch eine Freude, welch ein Glück haſt Du mir damit gegeben! Hier kann ich nun endlich ruhig ſein. Muß nicht mehr jede Nacht fürchten und jeden böſen Wind.“ Lenz ſetzte ſich zu ihr, ſtreichelte ihre Wangen und die Haare, die früh ergraut waren: „Mußt nicht mir danken, Mutter, mußt dann dem guten Engel danken, der mir dazu verholfen und der dann im Frühling zu uns kommt.“

Der dritte Einzug kam von weit her. Am Fuße des Hubels ſtand der große Möbelwagen aus der Stadt. Ein antikes Buffet, nußbaumene Betten, breitbeinige Tiſche, Liegeſtühle, Sonnenſchirme und Körbe voll Geſchirr und Bilder wurden von Umzugsarbeitern den Rain hinauf getragen. Trotz dem kühlen Herbſttag rannte der Architekt hemdärmlig umher. Seine zarte Frau befaßte ſich mit den Vorhängen und Wäſchebünden. Im Nu waren die kahlen Zimmer in reizende Schmuckſtücke ländlicher Wohnkultur verwandelt. Der Architekt hatte alles ſchon längſt auf den Zentimeter genau vorbereitet. Der ganze obere Stock war in kürzeſter Zeit häuslich eingerichtet. Die Transporteure reiſten ab. Die Suppe dampfte auf dem Tiſch. Die Kinder ſpielten ob dem Haus. Und der glückliche Feriengaſt pumpte vergnügt die herrliche Luft in ſeine Bruſt.

Die Zimmer im Anbau blieben leer. Wenn abends einmal der Lenz nicht all zu ſpät heimkam, dann konnte es geſchehen, daß er mit einem Licht in der Hand in dieſe leeren Zimmer ging und dort lange ſtehen blieb, allein und gedankenverloren.

Weihnacht im neuen Haus; heiliger Abend. Weihnachtskerzchen leuchteten am Baum und glitzerten in den Scheiben. Die Mutter ſaß inmitten ihrer Kinder am Tiſch, der überlegt war mit Geſchenken, die das Chriſtkind gebracht. Ein Hemd für den Tonili, eine Schürze für s'Bethli. Für den Noldi ein Zimmermannsbeil. Die andern waren in der Lehre oder in Stellen. Und der Lenz war fort. Am heiligen Abend war Lenz nicht daheim. Am erſten heiligen Abend im neuen Haus. Die Mutter wollte weinen, da er mitteilte, er könne nicht dabei ſein. Aber er tröſtete ſie damit, daß es gewiß und ſicher nur dies eine Mal vorkommen ſolle. Lenz hatte nämlich eine Einladung bekommen. Und dieſe Einladung zum Nachteſſen war ihm ſo wichtig, daß er ſogar am Heiligen Abend von der Mutter weg fortging.

Im Hausgang im Hinterbühl hingen an hölzernen Zapfen Mäntel und Hirthemden und Hüte. Und auf einem dieſer Hüte, auf einem ſchönen ſchwarzen Sonntagshut ſteckte ein kleines Tannengriesli ſeine luſtigen Nadeln unter dem Hutband hervor. In der Stube um den Tiſch ſaßen die Meiſtersleute, der Sohn und die Töchter, Knecht und Magd. Lebkuchenſtücke glänzten hoch aufgeſchichtet auf dem weißen Teller, ein Nidelberg leuchtete aus dem großen Muttli. Mitten in den Leuten und nicht mit dem ſchlechteſten Appetit, ſaß der Lenz, der Griesli-Lenz neben dem Brenili. „Nimm, Lenz, greif zu“, ſagte die Mutter ſo freundlich und ſelbſtverſtändlich, als ob Lenz ſeit Jahren immer hier am Tiſche geſeſſen. Was war hier geſchehen? — Wie war das möglich? — Ja es kann geſchehen. Ja, es kann möglich werden. Vielmehr, es iſt uns allen im heiligen Evangelium verſprochen und zugeſichert: „Die Liebe überwindet alles!“

In ſeiner Hand glitzerte golden der Widerſchein vom Chriſtbaum

Wie Gott es fügen kann, daß ein Blitzſchlag den Reichen zum Bettler macht, daß ein Fehltritt den Starken zum Krüppel macht, ſo kann er es fügen, daß Feinde zu Freunden werden, daß ſich alle Pläne umwenden, daß die Lawine ſtatt Schaden, ein Vermögen bringt, daß, wer hetzt und ſtichelt, zum guten Fürſprecher wird. Elſi hat dieſe Macht erfahren, hat ſich dieſer Macht gebeugt, hat ſeinen Stolz ausgebrannt und die Güte gelernt. Mit gütigem Blick auch und froh ſchaut der Vater zu ſeinem lieben Kind, dem Brenili, hinüber und auch zum Lenz. Es iſt die letzte Weihnacht, da es noch ganz an dieſen Tiſch gehört. Wir wollen dieſes Feſt freudig feiern.

Auf der ſchweren, geſchnitzten Truhe unter dem Chriſtbaum liegen die Weihnachtsgeſchenke und nahe bei der Krippe des Chriſtkindleins, auf einem Stück weißer Seide liegen die goldenen Ringe für das Verlobungspaar.

Die Mutter zündet die Kerzen an. Lenz und Brenili ſtehen auf. Der Vater folgt ihnen zum Weihnachtsbaum hinüber. Er nimmt die Ringe in ſeine ſchwere Hand und bietet ſie ihnen dar. „Dieſe goldenen Reiflein ſollen Euch verbinden zu einem glücklichen Leben, treu und tapfer.“ Er wollte noch weiter reden, aber die Rührung übermannte ihn. Er ging hinaus, weil er die naſſen Augen verbergen wollte. Später kam er wieder an den Tiſch und ſagte: „Ich habe nach dem Wetter geſchaut und da habe ich geſehen, wie die Balken unſeres Gadens in den gut fünf Jahren ſchon braun geworden ſind. Lenz, Du kamſt damals zum Aufbauen zum erſten Mal zu uns. Aufbauen, währſchaft und wahrhaft aufbauen ſoll immer Dein Beruf ſein.“ — Die Mutter brachte Gläſer und Wein, Teller und Kräpfli. Der Bruder ſtand auf und ſagte dem Elſi im Vorbeigehen ins Ohr: „Ich will der Feierlichkeit einen Schupf geben.“ Er brachte die Handorgel, ſetzte ſich auf die Ofenbank und ſpielte einen luſtigen Ländler. Brenili und Lenz rutſchten mit der Zeit aufs Kanapee hinüber und blieben dort, bis alle müde waren, bis die Eltern und dann auch die Jungen gut Nacht ſagten und blieben noch länger. Als hätten ſie nur auf dieſen Augenblick gewartet, ſchlangen beide einander die Arme um den Hals und küßten ſich in unendlicher Glückſeligkeit. Wie konnte doch der ſtämmige, ſtarke Holzer, fein und zart mit dem Brenili umgehen. Wann hat er das nur gelernt? Er flüſterte: „Ich habe nicht gewußt, daß

das Leben so unglaublich schön sein kann." Und Vrenili schaute ihn eindringlich an: „Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir etwas sage? Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir sage, ich bin Dir treu." „Oh, Vrenili — —." Sie konnten nicht mehr sprechen, ihr beider Mund war verschlossen.

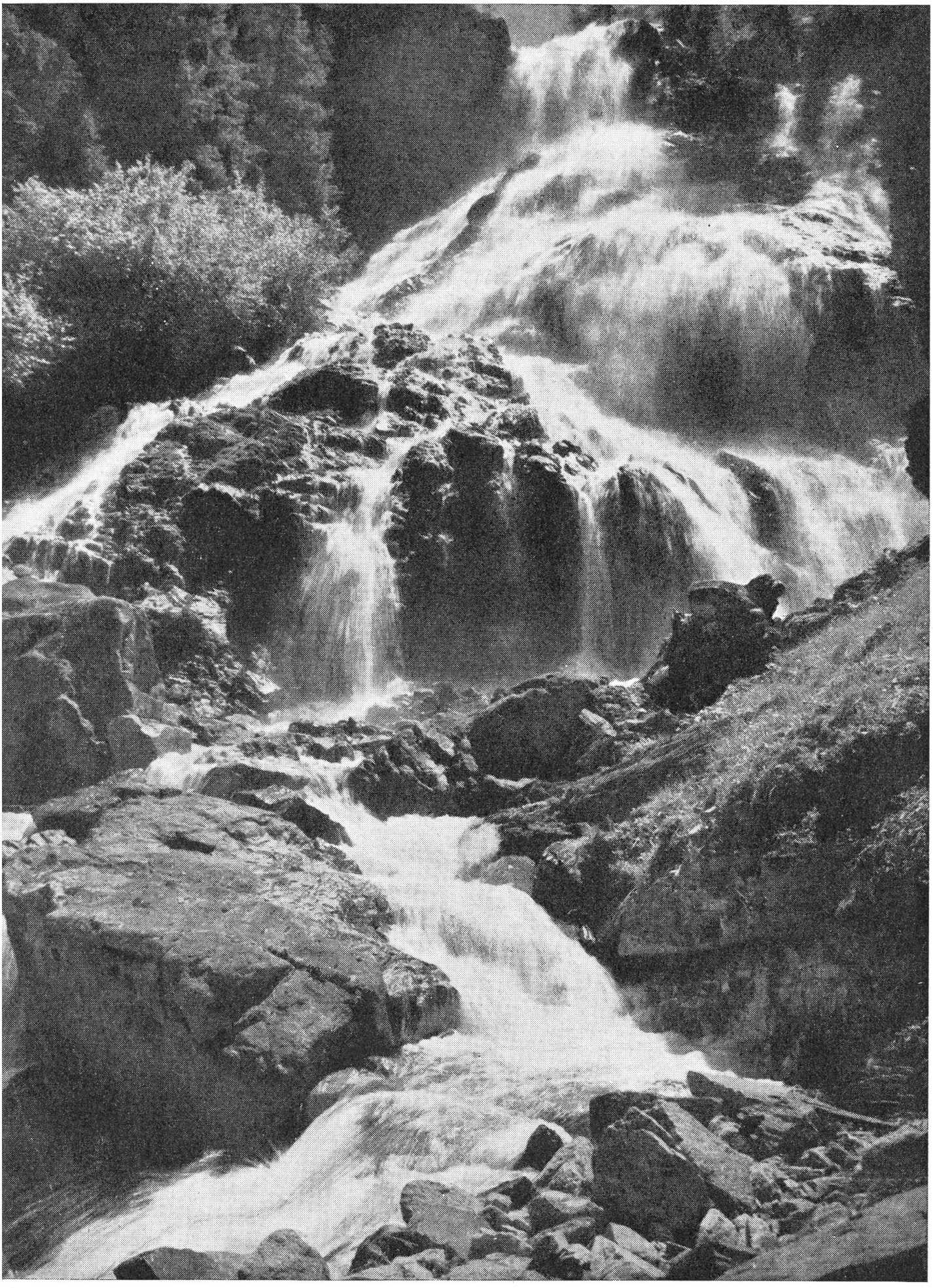
Und noch einmal gab es Einzug im neuen Haus am Rain. Zuerst kam Vrenili mit einem Metermaß und einem Notizbüchlein. Dann blieben die Räume wieder für lange leer. Darauf kam Vrenili wieder und brachte Vorhängli für alle Fenster. Dann kam der Schreiner, der Sattler, der Schlosser, der Spengler mit Kasten und Truhen und Betten und Herd. Das alles stand schön hübsch aber einsam da. Die Fensterläden wurden wieder zugemacht und blieben zu.

Im Blühen der Matten, im Sonnenfunkeln auf Frühlingstau unter dem neu auferstandenen Himmelblau kam ein feierlicher Einzug den Rainweg hinauf. Die Braut voraus, der Lenz an ihrer Hand, die Eltern und Geschwister und hinterher der Briefträger. Sie blieben alle zehn Schritte stehen und schauten zu ihrem schönen Haus hinauf. Zu den leuchtenden roten Blumen an den Fenstern, zu dem breiten Dach, das so froh und keck in die weißen Schönwetterwölklein hinaus ragte und das sie nun ihr Leben lang schützen und behüten sollte. Sie kamen aus der Kirche, kamen von der Hochzeit und zogen nun ein in ihr Haus, in ihr Glück. Der Briefträger schwitzte. Er trug ein Paket wie ein Rad und so sorgfältig, als ob er eine Mutte voll Milch hinauftragen müßte. Er brachte den Glückwunsch und den Hochzeitskuchen vom Freund aus der Stadt, vom Hauptmann und Architekt. Der Kuchen war so groß wie ein Käs.

Unter der Haustüre ließ Lenz seine Braut voraus hineingehen und sagte: „Komm, liebes Vrenili, Du bringst mir das Glück ins Haus."

Weit offen standen die Fensterläden im Anbau. Die Sonne schien auf die Betten und Tische hinein. In der Stube, da alle Leute versammelt waren, ging Lenz mit dem Vrenili zur Wand hin, strich mit der Hand über die Balken und sagte: „Holz aus Deinem Wald, Vrenili." Und es fuhr darauf fort: „Holz aus Deinem Wald, Lenz." Dann lachten sie zusammen: „Holz aus unserem Wald." Dann ging der Lenz mit dem Vater zum Ofen, deutete auf den Spruch, der in die Kachel eingebrannt war und fragte: „Hast Du jetzt zuhause nachgefragt ob es die heilige Verena ist?"

* * *

Und wer wissen will, wie diese Geschichte weiter ging, der soll in das Haus am Rain hinaufgehen, das unterdessen von der Sonne hübsch braun geworden ist. Soll den Bub im Garten, der mit dem Fuhrwerk spielt, der so blaue Augen hat und blonde Ruibili nach den Eltern fragen. Oder mit dem kleinen Mädchen, das am Strickstrumpf herumknobelt und so aufs Haar dem Vrenili gleicht, zur Mutter oder zur Großmutter hineingehen. Sie wird dann erzählen und berichten welch einen Segen die beiden Heiligen Lorenz und Verena ausgeteilt haben.

— Ende —